

KATHOLISCHE SonntagsZeitung

FÜR DEUTSCHLAND

129. Jg. 19./20. März 2022 / Nr. 11

www.katholische-sonntagszeitung.de

Einzelverkaufspreis 1,90 Euro, 2063

Brückenbauer für den interreligiösen Dialog



Prinz Hassan bin Talal von Jordanien hat sich dem interreligiösen Dialog verschrieben. Für seine Verdienste erhielt er bereits zahlreiche Ehrungen.

An diesem Sonntag wird der Prinz 75 Jahre alt. **Seite 5**

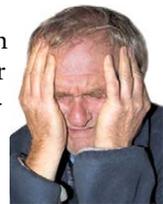
Ein Mann, der das Leben dreifach positiv sieht

Julian Peter Messner hat das Down-Syndrom, schreibt Bücher und leitet eine Band. Im Interview spricht er über seine Lebenseinstellung, die Gesellschaft und seinen Glauben. **Seite 14/15**



Wenn Kriegsbilder alte Ängste wecken

Zerstörte Städte, Soldaten in Kampfmontur, Menschen auf der Flucht: Die Bilder aus der Ukraine versetzen nicht nur Kinder in Angst. Auch bei Senioren brechen Kriegserinnerungen auf. **Seite 24**

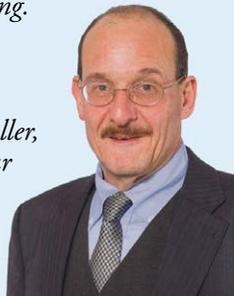


Vor allem ...

Liebe Leserin, lieber Leser

Freuen Sie sich, trotz oder gerade wegen der Situation in der Ukraine, auch auf den „Gefrühnten“? Und haben Sie auch einen heimlichen „Geliebten“ unter den deutschen Bischöfen (Seite 2/3)? Bevor Sie mich für verrückt erklären: Ich stürzte mich nur in den breiten Strom öffentlicher Äußerungen, worin zunehmend das Wort „Flüchtling“ als „pfui“ gilt. Es sei – siehe Feigling – angeblich diskriminierend. Viele Schreiberlinge benutzen deshalb „Geflüchteter“. Nur konsequent ist da, auch „Frühling“ und „Liebling“ unter entsprechenden Wortbildungsregeln zu ersetzen: „Gefrühter“ und „Geliebter“. Umbenennungen und Sprach-erlasse sind derzeit sowieso groß in Mode. Möglicherweise fand Russlands Präsident Wladimir Putin eine willkommene Ausrede für seine „militärische Sonderaktion“ darin, dass in der Ukraine Straßen nach Nationalisten umbenannt worden waren, die einst die Nazis unterstützt hatten. Übrigens war die Mehrheit der Ukrainer gegen Umbenennungen. Nun gebe Gott, dass das Problem als Nebensache erkannt und dem Blutvergießen überhaupt ein Ende bereitet wird. Es wäre ebenso wie unbürokratische Hilfe für die Flüchtlinge ein echter Frühling.

Ihr
Johannes Müller,
Chefredakteur



Mitgefühl, Solidarität und Hilfe

Die Sorge um eine ungewisse Zukunft und der innige Wunsch nach Frieden eint die Menschen in der Ukraine und im Ausland. In den großen deutschen Städten demonstrieren Zehntausende mit Plakaten gegen den Krieg, darunter auch viele Kinder. Die Spendenbereitschaft ist hoch. Auf ihrer Frühjahrsvollversammlung riefen die Bischöfe dazu auf, das Leben in freiheitlichen Demokratien zu verteidigen. **Seite 2/3 und 16/17**



Foto: Imago/opokupix

Gerechter Friede bleibt das Ziel

Weltkirchbischof und Exarch erläutern im Pressegespräch die Lage in der Ukraine

VIERZEHNHEILIGEN – Die Bischöfe in Deutschland haben angesichts des Kriegs in der Ukraine dazu aufgerufen, das europäische Projekt eines Lebens in freiheitlichen Demokratien zu verteidigen.

Der Augsburger Bischof Bertram Meier, der in außenpolitischen Fragen für die Deutsche Bischofskonferenz spricht, sagte in einem Pressegespräch zur Situation in der Ukraine: „Russland hat einen Krieg gegen seinen Nachbarn vom Zaun gebrochen. Die Russische Föderation ist dazu weder provoziert worden, noch wurde sie bedroht.“

„Nichts, was die Führung in Moskau zur Begründung des Angriffs vorgebracht hat, vermag zu überzeugen; die klare Verurteilung des Krieges durch die Vollversammlung der Vereinten Nationen zeigt dies in eindrucksvoller Weise“, unterstrich Meier. „Wir sind mit einem völkerrechtswidrigen Angriffskrieg konfrontiert, mit einer Missachtung der Souveränität und der Grenzen eines international anerkannten Staates.“

Ohne Wenn und Aber

Der Weltkirchbischof unterstrich: „Die deutschen Bischöfe verurteilen das Vorgehen der Russischen Föderation ohne Wenn und Aber. Wir stehen an der Seite der ukrainischen Nation, die das Recht der Selbstverteidigung besitzt, das im Völkerrecht kodifiziert ist, aber auch von der kirchlichen Friedenslehre für den Fall eines Angriffs bejaht wird.“

Die Kirche sei keinem politischen Konzept verpflichtet, betonte Meier. „Aber wir können Orientierung geben, indem wir feststellen, dass wir die Mischung aus Beistand für ein angegriffenes Land und einer Selbstbeschränkung um eines höheren Gutes willen als prinzipiell vereinbar mit den Grundlagen der christlichen Friedenslehre erachten.“

Für die Europäer gelte es jetzt, das „europäische Projekt“ zu verteidigen. „Wir wollen auch weiterhin in freiheitlichen Demokratien leben, wir schätzen die Menschenrechte und die bürgerlichen Freiheiten, wir treten ein für gemeinsame Sicherheit der Staaten und den Austausch zwischen ihnen auf der Grundlage verbindlicher und fairer Regeln“, erklärte Meier. „All das wurde auch durch den Angriff auf die Ukraine attackiert. Und die Auseinandersetzung mit den Kräften, die ein anderes Europa im Sinn haben, wird



▲ Bischof Bohdan Dzyurakh (links), Apostolischer Exarch für die Ukrainer in Deutschland und Skandinavien, und Bischof Bertram Meier, Vorsitzender der Kommission Weltkirche der Deutschen Bischofskonferenz, beim Pressegespräch zur Situation in der Ukraine. Fotos: KNA

auch nicht beendet sein, wenn der Krieg in der Ukraine vorüber ist.“

Immer als Ziel im Blick zu behalten sei dabei der „gerechte Friede“, der nur entstehe und gedeihe, wenn die Rechte der Staaten, der Völker und der einzelnen Menschen gewahrt sind. „Auch mitten im Krieg darf allen Beteiligten dieser Horizont des Friedens nicht entschwinden“, warnte der Weltkirchbischof. „Die Dynamik der totalen Verfeindung muss vermieden werden. Es ist darum auch so wichtig, dass Russen aus allen Schichten der Bevölkerung, ungeachtet des Risikos für die eigene Person, ihren Widerspruch gegen den Krieg zum Ausdruck

bringen. Sie zeigen: Es sind nicht die Völker, die diesen Krieg angezettelt haben. Ihre Freundschaft ist ein hohes Gut, das auch in schlimmen Zeiten der Konfrontation erhalten bleiben muss.“

Drastische Worte, um die Situation in der Ukraine zu beschreiben, wählte der Apostolische Exarch für die Ukrainer in Deutschland und Skandinavien, Bischof Bohdan Dzyurakh. Er zitierte den Metropoliten Borys Gudziak aus Philadelphia/USA mit den Worten: „Vor den Augen der ganzen Welt wird die Ukraine gekreuzigt.“

Während die meisten Europäer erst seit ein paar Wochen die Rea-

lität des Kriegs in der Ukraine realisierten, erlebe die dortige Bevölkerung ihn seit acht Jahren jeden Tag. „Die Bilder der in Schutt und Asche gelegten Dörfer und Stadtviertel, der getöteten Zivilisten, darunter Kinder und Frauen, der zerstörten Infrastruktur und des angegriffenen Atomkraftwerks in Zaporizhzhya erschüttern die Herzen“, beklagte der Exarch und nannte den Angriff Russlands „einen Akt des Staatsterrorismus“.

Die schrecklichen Bilder seien den Europäern aber nicht unbekannt, kritisierte Dzyurakh. „Solche Bilder kennen wir alle aus Tschetschenien, aus Syrien, aus Georgien, wo dieselbe verbrecherische Hand am Werk war und von den Verantwortlichen für den Frieden in der Welt nicht aufgehalten wurde. Heute ernten wir die blutigen Früchte der Gleichgültigkeit, die nicht weniger tötet als konventionelle Waffen.“ Es sei höchste Zeit gewesen, „dass Europa endlich aus der Lethargie der Gleichgültigkeit erwacht ist. Und es darf auch nicht mehr in einen solch gefährlichen Zustand zurückfallen!“

Flüchtlingshilfe

Trotz der großen Ungewissheit, wie es weitergeht, ließen sich die Gläubigen weder in der Ukraine noch in Deutschland von der Angst lähmen, unterstrich der Exarch. „Unsere Pfarrgemeinden sind zu Anlaufstellen geworden, die die Flüchtlinge oft als Erstes im Internet finden und wo sie um Hilfe bitten.“ Vom ersten Tag an seien die Gemeinden auch zu Zentren geworden, in denen humanitäre Hilfsgüter gesammelt und in die Ukraine transportiert werden.

„Überall und auf allen Ebenen sehen wir eine beeindruckende Solidarität und Unterstützung – politisch, gesellschaftlich, kirchlich und menschlich“, sagte Bischof Dzyurakh. „Für all die Beweise des Mitgefühls und der Solidarität möchte ich mich bei Ihnen allen im Namen unserer Kirche und unseres Volkes auf Tiefste bedanken und unser herzliches ‚Vergelt’s Gott!‘ sagen!“ DBK/red

Hinweis

Die Erklärung der Deutschen Bischofskonferenz zum Krieg in der Ukraine lesen Sie im Wortlaut unter www.katholische-sonntagszeitung.de und www.bildpost.de.

Info

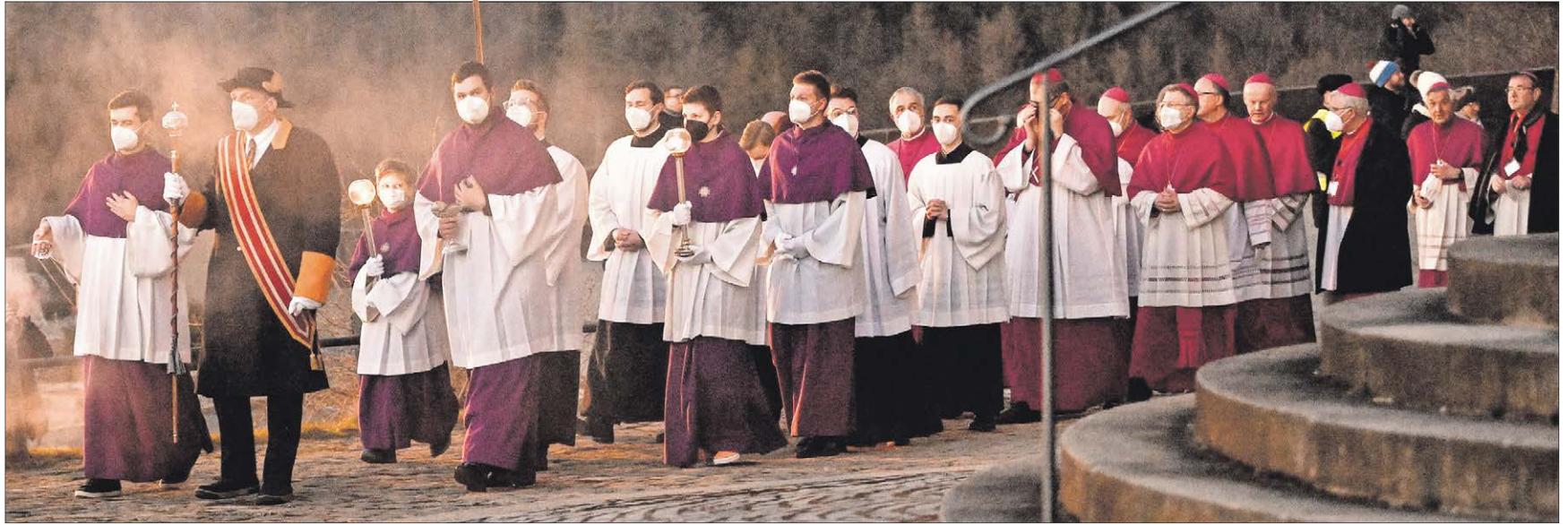
Bischof Meier verteidigt den Papst

Weltkirchbischof Bertram Meier hat die rhetorische Zurückhaltung des Papstes verteidigt, der bislang den russischen Präsidenten Wladimir Putin nicht direkt beschuldigt hat. „Ich halte es eher für hilfreich“, sagte der Augsburger Bischof in Vierzehnhilfen. Franziskus gehe es darum, dass möglichst schnell die Waffen schweigen, und nicht, sich auf eine Seite zu schlagen. „Er möchte als Heiliger Stuhl Brückenbauer sein, Pontifex maximus. Deshalb möchte er sehr vorsichtig sein, Namen zu nennen.“

Wer die Äußerungen des Papstes höre, wisse, wo Franziskus stehe,

sagte Meier weiter. Es gebe keinen öffentlichen Auftritt, in dem er nicht zu den Themenfeldern Krieg, Flüchtlinge oder schutzlose Menschen spreche. Seine Gedanken seien: „Wenn Krieg herrscht, gibt es immer einen großen Verlierer – der Mensch, die Menschlichkeit, vielleicht die Menschheit“, erläuterte der Bischof.

Außerdem verwies er auf die Initiativen des Vatikans zur Vermittlung in dem Konflikt, etwa den Besuch des Papstes in der russischen Botschaft am Heiligen Stuhl. Dies sei eine wichtige Geste gewesen, denn normalerweise kämen Botschafter zum Papst. KNA



▲ Einzug der Bischöfe und des Altardiensts für den Eröffnungsgottesdienst der Frühjahrsvollversammlung. Die Bischöfe trafen sich diesmal in Vierzehnheiligen. Foto: KNA

IM SCHATTEN DES UKRAINE-KRIEGS

Kompromisse gefragt

Kontroverse Debatten bei Vollversammlung der Bischöfe in Vierzehnheiligen

VIERZEHNHEILIGEN – Vier Tage lang haben die deutschen Bischöfe miteinander diskutiert. Neben theologischen Streitfragen beschäftigte sie vor allem der Krieg in der Ukraine – und die Lage im Erzbistum Köln.

Hoch oben über dem sanft geschwungenen Maintal steht die berühmte Wallfahrtskirche von Vierzehnheiligen. Doch ihre barocke Pracht scheint derzeit nur wenige Pilger anzuziehen. Die Holzverschlüsse vieler Händler für Kerzen, Rosenkränze und Marienfiguren sind geschlossen, andere stehen vor ihren Auslagen und warten auf Kundschaft. Die Corona-Pandemie hat auch Wallfahrten stark beeinträchtigt, und die Kirchenkrise hinterlässt Spuren bis tief in die oberfränkische Provinz.

Wenige hundert Meter unterhalb der sonnengefluteten Fassade der Basilika von Vierzehnheiligen haben vergangene Woche die deutschen Bischöfe um Wege gerungen, diese Krise zu überwinden. Drei Themen dominierten die Versammlung.

Den mit Abstand breitesten Raum nahmen die Diskussionen über den Synodalen Weg ein. Erstmals seit dem Start dieses gemeinsam mit dem Laien-Dachverband ZdK unternommenen Reformprojekts wagten die 66 anwesenden Bischöfe eine theologische Grundsatzdebatte in ihren eigenen Reihen.

Sie dauerte fast zwei Tage und wird von Teilnehmern als nachdenk-

lich, streckenweise kontrovers, aber stets konstruktiv beschrieben. Die Bischöfe setzten bewusst nicht auf Vorträge fremder Fachleute, sondern referierten und diskutierten selbst – unter Beteiligung von Schlüsselfiguren des Synodalen Wegs, zu denen auch Theologieprofessoren wie Dorothee Sattler und Thomas Söding gehören.

Von einem veränderten Klima war anschließend die Rede. Der Vorsitzende, Bischof Georg Bätzing, der deutlich weniger dominant auftritt als sein Vorgänger Marx, dürfte dazu beigetragen haben. Und dass eine professionelle externe Moderatorin beauftragt wurde, die Debatte zu leiten, scheint dem Debattenklima ebenfalls gutgetan zu haben.

Und so konnten strittige Themen wie die kirchliche Lehre zur Homosexualität ebenso offen debattiert werden wie die Frage der Zulassung von Frauen zu Weiheämtern – mit fairen Chancen auch für die konservative Minderheit und inklusive der darunter liegenden theologischen Grundsatzfragen wie „Was ist menschliche Sexualität, was ist Geschlechtlichkeit?“ und „Wie wandelt sich kirchliche Lehre?“. Anders als beim Synodalen Weg, wo die Redezeit oft nur eine Minute beträgt, konnten die Bischöfe sich jeweils sechs Minuten Zeit lassen, um ihre Standpunkte vorzutragen und ausführlich zu begründen. Und neben den Debatten im Plenum gab es vertiefende Diskussionen in Arbeitsgruppen.

Die von manchen befürchtete, von anderen herbeigesehnte Möglichkeit, dass bei künftigen Versammlungen des Synodalen Wegs eine Sperrminorität von mindestens 23 Bischöfen die meisten Reform-Papiere blockieren könnte, ist damit nicht aus der Welt. Aber sie ist weniger wahrscheinlich geworden.

Kalte Dusche

Auch die kalte Dusche aus dem Norden, die von den Mitgliedern der kleinen Nordischen Bischofskonferenz in Tromsø nach Oberfranken geschickt wurde, hat daran nichts geändert. Sie schrieben einen offenen Brief an die deutschen Mitbrüder und warnten darin vor einer „Verarmung der Glaubensinhalte“ durch die Beschlüsse des Synodalen Wegs.

Nach dem Vorsitzenden der Polnischen Bischofskonferenz hat damit bereits ein zweiter Nachbar besorgt in Deutschland angeklopft und vor einer Preisgabe der Einheit in Glaubensfragen gewarnt. Der Brief war in seiner Diktion weniger drastisch und düster als der aus Polen. Aber dass in beiden Fällen die Form des Offenen Briefs gewählt wurde, obwohl man sich regelmäßig miteinander austauscht, hat nicht nur den deutschen Bischofskonferenz-Vorsitzenden irritiert.

Neben der innerkirchlichen Reformdebatte war der Krieg in der Ukraine das zweite dominierende Thema. Hier zeigten sich bei aller Einigkeit in der Verurteilung der

russischen Aggression auch Unterschiede. Sie reichten vom eher rüstungsfreundlichen Standpunkt des Militärbischofs bis hin zu nahezu pazifistischen Haltungen.

Dies führte in der Resolution der Bischofskonferenz zum Krieg in der Ukraine zu Kompromissformeln. So heißt es dort, dass die neuen Vorgaben der Bundesregierung zur massiven Ertüchtigung der Bundeswehr „nicht pauschal mit politischen Kampfbegriffen wie ‚Aufrüstungspolitik‘ oder ‚Militarisierung der Außenpolitik‘ belegt werden sollten“.

Ein drittes Thema war die seit Monaten angespannte Situation im Erzbistum Köln. Der nach einer Auszeit zurückgekehrte Kardinal Rainer Maria Woelki hatte erstmals Gelegenheit, den anderen Bischöfen zu schildern, wie er seine Lage und die seines Erzbistums sieht – und seine Amtskollegen berichteten im Gegenzug, wie sehr sie in ihren Bistümern unter den Fernwirkungen der „Kölner Wirren“ leiden.

Auch hier endete die Versammlung auf einer Kompromisslinie: Bischof Bätzing betonte in seinem Abschlussbericht, dass Kardinal Woelki und das Erzbistum Köln „eine zweite Chance“ verdient hätten. Viel hänge dabei aber vom Verhalten des Kardinals ab. Und am Ende müsse Rom entscheiden, wie es in Köln, das längst zu einem Symbolbegriff für die deutsche Kirchenkrise geworden ist, weitergeht.

Ludwig Ring-Eifel

Kurz und wichtig



Deutschkron tot

Die Holocaust-Überlebende Inge Deutschkron (Foto: KNA) ist tot. Die Berliner Ehrenbürgerin starb am Mittwoch voriger Woche im Alter von 99 Jahren in Berlin. Deutschkron war eine der bekanntesten Zeitzeuginnen und schrieb in ihrer vielgelesenen Autobiografie „Ich trug den gelben Stern“, wie sie den Terror der Nationalsozialisten überlebte. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wohnte Deutschkron bis Mitte der 1950er Jahre in England, kehrte anschließend nach Deutschland zurück und arbeitete als Journalistin in der damaligen Bundeshauptstadt Bonn. Sie berichtete für die israelische Zeitung „Maariv“ unter anderem 1963 vom Frankfurter Auschwitzprozess.

Bischof für Fátima

José Ornelas Carvalho (68) wird Bischof von Leiria-Fátima in Portugal. Papst Franziskus ernannte den Vorsitzenden der Portugiesischen Bischofskonferenz zum neuen Leiter der Diözese. Zeitgleich nahm der Papst das Rücktrittsgesuch des bisherigen Bistumsleiters Kardinal António dos Santos Marto (74) an. Der Kardinal hatte seinen Amtsverzicht aus gesundheitlichen Gründen schon vor seinem 75. Geburtstag im Mai eingereicht.

Urteil im Hamel-Mord

Im Prozess um den Mordfall des französischen Priesters Jacques Hamel sind die Angeklagten zu Haftstrafen von acht, zehn und 13 Jahren verurteilt worden. Drei der vier Männer wurden von einem Geschworenengericht in Paris der Bildung einer terroristischen Vereinigung sowie Mitwisserschaft für schuldig befunden. Als wahrscheinlicher Anstifter des Mordes wurde Rachid K., ein Rekrutierer für Islamisten in Frankreich, in Abwesenheit zu lebenslanger Freiheitsstrafe (22 Jahre) verurteilt. Er soll 2017 im Irak oder in Syrien getötet worden sein. Der 85 Jahre alte Hamel war am 26. Juli 2016 während der Messe in seiner Kirche in Saint-Etienne-du-Rouvray von zwei jungen Islamisten erstochen worden.

Gegen Lynchjustiz

Der US-Kongress hat einen Gesetzentwurf verabschiedet, der Lynchjustiz auf Bundesebene zu einem Hassverbrechen erklärt und unter besonders schwere Strafe stellt. Der Senat hatte das Gesetz nach der Annahme im Repräsentantenhaus ohne formelle Abstimmung beschlossen, da kein Senator das Wort ergriff, um Einwände anzumelden. Mit der Unterschrift von US-Präsident Joe Biden wird das Gesetz rechtskräftig.

Patient verstorben

Rund zwei Monate nach der weltweit ersten erfolgreichen Schweineherz-Transplantation bei einem Menschen ist der Patient verstorben. Das teilte die behandelnde Klinik in Baltimore (USA) mit. Zur Todesursache lagen zunächst keine näheren Angaben vor. Einem Ärzteteam der Universität von Maryland war es um den Jahreswechsel gelungen, ein genetisch verändertes Schweineherz als Ersatzorgan in den Patienten zu transplantieren (wir berichteten).

BALD WERBUNG FÜR ABTREIBUNGEN?

Sorge um Lebensschutz

Bischöfe gegen Streichung des Paragraphen 219a

BERLIN/VIERZEHNHEILIGEN (epd/KNA) – Die Deutsche Bischofskonferenz hat sich erneut gegen eine Streichung des Werbeverbots für Abtreibungen im Strafgesetzbuch ausgesprochen. „Sofern Reformbedarf besteht, halten wir eine Überarbeitung des Paragraphen 219a weiterhin für den besseren Weg als die Streichung aus dem Strafgesetzbuch“, heißt es im Abschlusspressebericht der Frühjahrsvollversammlung der Bischöfe im oberfränkischen Vierzehnheiligen.

„Wir haben weiterhin die Sorge, dass das Schutzniveau zulasten des grundgesetzlich gebotenen Lebensschutzes zu sehr abgesenkt wird“, erklärten die Bischöfe.

Nach einem Kabinettsbeschluss vom Mittwoch vergangener Woche will die Bundesregierung den Paragraphen 219a im Strafgesetzbuch aufheben. Mit dem Gesetzentwurf von Bundesjustizminister Marco Buschmann (FDP) soll erreicht werden, dass ungewollt schwangere Frauen sich besser über eine Abtreibung informieren können. Ärzte können dann künftig auf den Internetseiten ihrer Praxen über die Vornahme von Schwangerschaftsabbrüchen aufklären. Bislang mussten sie in einem solchen Fall mit Ermittlungen und Verurteilungen rechnen.

Frauen, die ungewollt schwanger seien, sollten sich eigenständig vor und nach dem Beratungsgespräch weiter über die für sie im Zusammenhang mit der Entscheidung relevanten medizinischen Fragen informieren können, heißt es im Pressebericht der Bischofskonferenz. Vor diesem Hintergrund habe der Gesetzgeber 2019 die Informations-

möglichkeiten für Frauen und Ärzte bereits erweitert.

„Sollten diese Informationsmöglichkeiten als nicht ausreichend angesehen werden, ist nach wie vor wichtig, dass die Qualität und Neutralität der im Internet zur Verfügung gestellten Informationen zu Schwangerschaftsabbrüchen gewährleistet wird und sie den Zielen des dem Lebensschutz dienenden Beratungsmodells nach Paragraph 219 StGB nicht widersprechen“, betonte die Bischofskonferenz.

Bundesfamilienministerin Anne Spiegel (Grüne) erklärte zu dem Kabinettsbeschluss, es werde „endlich Realität, was längst überfällig war“. Mit der Streichung des Paragraphen 219a werde das Selbstbestimmungsrecht von Frauen nachhaltig gestärkt.

Schwangere, die überlegten, die Schwangerschaft abbrechen, bräuchten individuelle Beratung und Unterstützung – und keine Verbote. Jede Frau solle sich online direkt bei ihrer Ärztin oder ihrem Arzt sachlich informieren können, welche Methoden zum Schwangerschaftsabbruch vorgenommen werden und auch welche Fristen und Regelungen zu beachten seien.

Spiegel betonte zudem, dass der Kabinettsbeschluss ein erster wichtiger Schritt sei, um die „reproduktiven Rechte der Frauen“ zu stärken. Sie kündigte an, in dieser Legislatur eine „Kommission zur reproduktiven Selbstbestimmung“ einzusetzen, „um diese komplexen Fragen zu klären“. Die selbstbestimmte Familienplanung sei ein Menschenrecht.

Hinweis

Lesen Sie dazu einen Kommentar auf Seite 8.

Kein kommerzieller Anspruch

Europäisches Patent auf Gen-Schere nach Einspruch korrigiert

MÜNCHEN (KNA) Das Europäische Patentamt hat ein Patent auf die Gen-Schere Crispr-Cas korrigiert. Mit dieser lässt sich das Erbgut von Pflanzen, Tieren und Menschen gezielt verändern.

An den Ansprüchen sind die Forscherinnen Emmanuelle Charpentier und Jennifer Doudna beteiligt, die für das biotechnische Verfahren 2020 den Nobelpreis für Chemie

erhalten haben. Mit dem Patent zunächst verbundene Ansprüche auf Zellen von Menschen, Tieren und Pflanzen wurden nun gestrichen sowie Eingriffe in die menschliche Keimbahn ausgenommen.

Der Verein „Testbiotech“ hatte Einspruch eingelegt, weil eine kommerzielle Verwendung menschlicher Embryonen zuvor nicht eindeutig ausgenommen worden war, obwohl dies vom Gesetz verlangt wird.

Abtreibungsgegner demonstrieren regelmäßig für das Lebensrecht ungeborener Kinder, wie hier beim „Marsch für das Leben“ 2020 in Berlin. Eine Streichung des Paragraphen 219a würde den fragilen Lebensschutz weiter aushöhlen.



Foto: KNA

HASSAN BIN TALAL WIRD 75

„Herausragender Brückenbauer“

Der jordanische Prinz wirkt als muslimischer Vorreiter des interreligiösen Dialogs

AMMAN – Sportlich, gemäßigt, engagiert: Vom schwarzen Gürtel im Taekwondo bis zum Augsburger Friedenspreis reichen die Errungenschaften und Auszeichnungen von Prinz Hassan bin Talal von Jordanien. Dialog auf Augenhöhe, ob interreligiös oder interkulturell, lautet das Credo des Bruders des verstorbenen jordanischen Königs Hussein. Am 20. März wird der stets um das Miteinander bemühte Orientalist 75 Jahre alt.

Der Jordanier, der von 1965 bis zur Krönung seines Neffen zum heutigen König Abdullah II. Kronprinz des haschemitischen Königreichs war, stammt aus einer der traditionsreichsten Familien des Landes, die ihre Wurzeln bis in Zeiten des Religionsstifters Mohammed zurückführt. Er galt als engster Vertrauter, politischer Berater und Stellvertreter seines Bruders Hussein bis zu dessen Tod.

Hassan bin Talal studierte Orientalwissenschaften im britischen Oxford und blieb über seine Studienzeit hinaus der Wissenschaft verbunden. Zahlreiche Institutionen gehen auf seine Initiative zurück, darunter die Königliche Wissenschaftliche Gesellschaft (1970) und das Königliche Institut für Interreligiöse Studien (1994). Von 1999 bis 2006 amtierte Prinz Hassan als Präsident der Weltkonferenz der Religionen für den Frieden, von 2000 bis 2006 als Präsident des Club of Rome.

Hassan bin Talal plädiert für Annäherung. Statt sich auf die jeweiligen Eigeninteressen zurückzuziehen, müsse man in einer globalisierten Welt einander auf „einem Fundament der Humanität“ näherkommen. Dabei müssten die Identität des anderen anerkannt, kulturelle und zivilisatorische Gemeinsamkeiten herausgearbeitet und das eigene intellektuelle und materielle Erbe erhalten werden.

Für etwas kämpfen

Für ein „neues Prinzip der Menschlichkeit“ in der Politik fordert er die Zusammenarbeit öffentlicher und nichtstaatlicher Akteure „von Konfliktlösungsspezialisten über Wirtschaftsführer bis hin zu Privatpersonen“. Zuletzt sagte er in einem Interview: „Ich glaube, dass wir für etwas kämpfen müssen und nicht immer dagegen.“



▲ Prinz Hassan bin Talal (links) nimmt 2019 an der Wiedereröffnung der Moschee in Christchurch, Neuseeland, teil, wo ein Attentäter 51 Muslime ermordet hatte. Der hohe Gast dankt einem einheimischen Maori für dessen rituellen Tanz.

Die Werte, „die Papst Franziskus in ‚Fratelli Tutti‘ so eloquent und treffend erwähnt hat“, gelte es zu entwickeln. „Wir sind alle Brüder und Schwestern“, ist ein Motto, dass sich auch der eloquente Prinz als „alte und einfache Wahrheit“ zu eigen gemacht hat.

Gegen das Schweigen

Neben seiner arabischen Muttersprache beherrscht er fünf weitere Sprachen und hat biblisches Hebräisch studiert. Jedes Volk, jede Mundart ist ihm recht und lieber als Schweigen oder Apathie, wie es Hass und Gräueltaten hervorbringen. Ihm ist aber klar, dass es bis zur Achtung der Würde aller Menschen noch ein langer Weg ist.

Mit Engagement in alle denkbaren Richtungen unterstreicht der jordanische Prinz seine Forderung nach mehr Miteinander. Kontakte zum Orthodoxen Zentrum des Ökumenischen Patriarchats im schweizerischen Chambes, zum Päpstlichen Rat für den interreligiösen Dialog und zur britischen „Interfaith Foundation“ sind nur ein kleiner Ausschnitt seines Wirkens.

Auch der Dialog zwischen Muslimen, Christen und Juden ist dem Jordanier ein Anliegen. Mit ver-

schiedenen Initiativen unterstützt der Prinz junge Menschen. International wurde der Orientalist für sein Engagement in der Wissenschaft wie im interreligiösen Dialog vielfach geehrt. Nicht weniger als 28 Ehrendoktorwürden an Universitäten in 15 Ländern wurden Hassan bin Talal zuteil, neben Auszeichnungen wie dem Abraham-Geiger-Preis

(2008) und dem Augsburger Friedenspreis (2008).

Die Katholisch-Theologische Fakultät der Universität Tübingen, die dem Prinzen 2001 die Ehrendoktorwürde verlieh, würdigte Hassan bin Talal als „herausragenden Brückenbauer zwischen der muslimischen und christlichen Welt“.

Moderate Stimme

Ähnlich klingen die Worte aus der Ehrung der japanischen Niwano-Stiftung, die ihm 2008 ihren interreligiösen Friedenspreis verlieh. Hassan sei eine „moderate und friedensliebende Stimme des Islam“, der sein Leben der Errichtung eines gerechten Friedens im Nahen Osten auf der Grundlage von Menschenwürde und religiöser Inspiration gewidmet habe, ein „Brückenbauer über die politischen und religiösen Trennlinien hinweg“.

Alles, was heute an „Dialog der Gehässigkeiten“ herrsche, sei menschengemacht, sagte Prinz Hassan bin Talal nach der Ehrung mit dem Abraham-Geiger-Preis in einem Interview des Portals „Qantara“. Mit seiner Forderung nach mehr Menschlichkeit und menschlichem Miteinander hält er beharrlich dagegen. *Andrea Krogmann*



▲ 2008 empfängt Prinz Hassan bin Talal (links) aus der Hand des damaligen Augsburger Oberbürgermeisters Kurt Gribl den Friedenspreis der Stadt.



Die Gebetsmeinung

... des Papstes im Monat März

... für Christen, die vor bioethischen Herausforderungen stehen, dass sie weiterhin die Würde allen menschlichen Lebens durch Gebet und Handeln verteidigen.



„EVANGELIUMSGEMÄSSER STIL“

Papst will Justiz des Vatikans reformieren

ROM (KNA) – Das vatikanische Justizsystem soll weiter reformiert werden. Wie Papst Franziskus erklärte, werden derzeit „gezielte Reformmaßnahmen“ geprüft, die „Verhütung und Bekämpfung von Straftaten zu stärken“ und auf „die wachsende Nachfrage nach Gerechtigkeit“ im Vatikanstaat zu reagieren. In seiner Rede zur Eröffnung des Gerichtsjahres des Vatikanischen Gerichtshofs verwies der Papst auf bereits erfolgte Reformschritte, etwa die Gleichstellung aller Kirchenglieder vor Gerichten des Kleinstaats.

Mit gezielten Änderungen und Ergänzungen habe er „auf einen gewissen Aktualisierungsbedarf des Rechtsrahmens“ reagiert, sagte Franziskus. Die Reform sollte einerseits internationalen Standards, etwa für Wirtschaft und Finanzen, entsprechen. Andererseits gehe es um das „grundsätzliche Bedürfnis der Kirche, ihre gesamten Strukturen einem zunehmend evangeliumsgemäßen Stil anzupassen“.

Zugleich sollen in Angelegenheiten, die nicht durch das Kirchenrecht abgedeckt sind, die Gesetze des italienischen Staats beachtet werden.

Stühlerücken vor Chinas Toren

In die vatikanischen Beziehungen zu Peking könnte Bewegung kommen

ROM – Vor der Haustür Chinas gab es zuletzt Bewegung auf Posten von Vatikandiplomaten. Beobachter werten das als Zeichen, dass der Heilige Stuhl die Aufnahme von diplomatischen Beziehungen mit Peking in Erwägung zieht. Ob es dazu kommt, dafür könnten die noch ausstehenden Neuernennungen der Vatikanvertreter in Hongkong und Taiwan Hinweise liefern.

Seit 1949 unterhält der Vatikan mit der Volksrepublik China keine diplomatischen Beziehungen mehr. Die Errichtung einer atheistischen kommunistischen Macht zwang die Vertretung des Heiligen Stuhls, nach Hongkong, dem damaligen britischen Protektorat, und Taiwan auszuweichen.

Nun kündigte sich im Vatikan jedoch eine Neubesetzung von Posten an diesen beiden Orten an. Am 31. Januar wurde Erzbischof Arnaldo Catalan, der Geschäftsträger des Vatikans in Taiwan, zum Apostolischen Nuntius in Ruanda ernannt. Ebenfalls nach Afrika verschlägt es Erzbischof Javier Herrera Coro-

na: Den Leiter der Studienmission des Heiligen Stuhls in Hongkong entsandte Papst Franziskus am 5. Februar als neuen Apostolischen Nuntius in die Republik Kongo und nach Gabun. Die beiden waren die ranghöchsten Diplomaten in diesen „strategischen“ Vertretungen im Einflussbereich der „Volksrepublik“.

Ihr Weggang deutet darauf hin, dass sich in den Beziehungen des Vatikans sowohl zu Taipeh als auch zu Peking Veränderungen anbahnen, vermutet die amerikanische Nachrichtenagentur Catholic News Agency (CNA). Denn einer Aufnahme diplomatischer Beziehungen zu Peking durch den Heiligen Stuhl stehen bislang die zu Taiwan im Weg.

Für die Volksrepublik China ist die Insel lediglich eine abtrünnige Provinz. Peking ist nicht bereit, Beziehungen zu einem Land aufzunehmen, das die Regierung in Taipeh anerkennt. Neben dem Heiligen Stuhl tun dies derzeit nur 13 Staaten.

Doch an das Szenario einer Lösung der Verbindung nach Taipeh zugunsten des Kontakts zur chinesischen Führung glauben nicht alle

Kenner der päpstlichen Diplomatie. Die Eröffnung eines diplomatischen Kanals zwischen Vatikan und Peking sei „eher unwahrscheinlich“, erklärt ein Experte, der in dem CNA-Bericht nicht namentlich genannt wird. Die Vertretungen in Taipeh und Hongkong würden sicher neue Leiter erhalten, beide gälten derzeit nicht als vakant. China habe derzeit kein Interesse an diplomatischen Beziehungen zum Heiligen Stuhl.

Abkommen über Bischöfe

Für eine eventuelle dauerhafte Verbindung zwischen dem Vatikan und Peking hätte die Neuverhandlung des Abkommens über die Ernennung von Bischöfen erste Priorität. Dieses wurde 2018 zum ersten Mal geschlossen und 2020 um zwei Jahre verlängert. Nach Ablauf des Vertrags müssen beide Seiten neu über das Vereinbarte entscheiden.

Eine mögliche Öffnung der Kirche gegenüber Peking hat jedoch in den eigenen Reihen auch Befürworter. Der Bischof von Hebei, Peter Fang Jian Ping, äußerte sich kürzlich „optimistisch“ über eine solche Perspektive. Ebenso spricht sich ein Teil der vatikanischen Diplomaten für einen solchen Schritt aus; auch wenn dies den Abbruch der Beziehungen zu Taiwan bedeuten würde.

Vorerst aber bleibt abzuwarten, wen der Vatikan als Vertreter in Taipeh und in Hongkong ernannt. Auch auf Signale hinsichtlich einer Erneuerung des Abkommens zwischen China und dem Heiligen Stuhl wird zu achten sein. Sollte der Vatikan ein neues Kapitel in seiner Chinapolitik aufschlagen wollen, könnten diese Ereignisse erste Hinweise enthalten. *Mario Galgano*



Foto: KNA

◀ Nicht so eng wie dieses chinesische Brautpaar vor dem nächtlichen Petersdom, aber möglicherweise auf Dauer: Will der Vatikan eine Verbesserung der Beziehungen zur Regierung in Peking?

DIE WELT



HILFEN FÜR UKRAINE

Papst: „Stoppt dieses Massaker!“

Franziskus entsendet Kardinäle ins Kriegsgebiet – Vatikandiplomaten sollen vermitteln

ROM/LEMBERG – Neben seinen Appellen für den Frieden in der Ukraine setzt Papst Franziskus auf weitere Elemente, um dem vom Krieg geplagten Land beizustehen: Zwei Kurienkardinäle machten sich auf sein Geheiß auf den Weg ins Kriegsgebiet. Gleichzeitig ist die vatikanische Diplomatie damit beschäftigt, die Gespräche zwischen der Ukraine und Russland zu fördern.

Millionen von Ukrainern sind auf der Flucht. Viele katholische Hilfswerke und Initiativen helfen in den Kriegszonen des Landes und stehen den Flüchtlingen an den Grenzen nach Westeuropa bei. Der Papst entsandte in der vorigen Woche zwei hochrangige Kardinäle, um den Menschen seine Nähe zu bekunden und konkrete Hilfe anzubieten.

Der päpstliche Almosenbeauftragte Kardinal Konrad Krajewski besuchte die ukrainische Stadt Lemberg (Lwiw) und reiste dann weiter ins Landesinnere. Er wollte „in der Nachfolge des Evangeliums Hilfe und Hoffnung bringen“, erklärte er.

Die Logik des Evangeliums

Zu den Verhandlungen zwischen den Kriegsparteien könne er nichts sagen, führte der Pole aus: „Ich bin kein Diplomat. Ich bin mit der Logik des Evangeliums hierhergekommen. Das heißt: Was würde Jesus tun? Er stand immer auf der Seite der Notleidenden.“ Auch der Heilige Vater handle gemäß dieser Logik des Evangeliums. „Deshalb beten wir“, betonte der Kardinal. „Denn unsere Waffen sind Glaube und Hoffnung.“

In Kiew tauschte sich Krajewski mit dem Papstgesandten, Erzbischof Visvaldas Kulbokas, aus. Gemeinsam mit Kirchenvertretern, Caritas und freiwilligen Helfern versuchten



▲ Kardinal Konrad Krajewski (rechts) begrüßt bei einem ökumenischen Gebet in der Kathedrale von Lemberg Swjatoslaw Schewtschuk, den Großbischof der Ukrainischen Griechisch-Katholischen Kirche.

Foto: KNA

beide, im Kriegsgebiet für humanitäre und seelsorgliche Hilfe zu sorgen.

Krajewski und Kulbokas nahmen auch Kontakt mit den russischen Behörden auf und erwirkten so die Einrichtung eines humanitären Korridors für einige Waisenkinder und ihre Betreuer. Das berichtete der Nuntius aus der umkämpften Hauptstadt. In der Nuntiatur in Kiew muss der Vatikandiplomat bei Bombenalarm regelmäßig mit seinen Mitarbeitern im Keller Schutz suchen.

Krajewski äußerte sich nach seiner Rückkehr nach Rom am Montag „besonders berührt“ über die „vielen Frauen mit ihren Kindern auf der Flucht“. Man habe sehen können, „dass die Menschen sehr müde sind, sehr müde von den vielen Tagen der Reise.“

Nach Angaben der Vereinten Nationen sind seit Beginn des russischen Angriffs auf die Ukraine bereits mehr als 2,8 Millionen Menschen geflohen. Mehr als die

Hälfte von ihnen befinden sich in Polen, wie das Flüchtlingshilfswerk UNHCR angibt, große Flüchtlingsströme erreichten auch Ungarn und die Slowakei.

Um die Unterbringung von Flüchtlingen in Europa zu unterstützen, ist auch Yuriy Tykhovlis in das ungarisch-ukrainische Grenzgebiet gereist. Der Ukrainer hat sich für den Heiligen Stuhl schon lange vor Kriegsbeginn mit der humanitären Situation in Osteuropa beschäftigt und begleitete nun drei Tage lang Kardinal Michael Czerny, den derzeitigen Leiter der Vatikanischen Entwicklungsbehörde, auf seiner Mission in der Krisenregion.

„Gebet, Prophetie, Anklage“: Unter dieses Motto stellte der vatikanische „Friedensminister“ Czerny und Papstgesandte seine Reise. Er überbrachte örtlichen Kirchenvertretern unter anderem materielle Hilfe in Form von Geldspenden. Eindringlich warnte Czerny vor einem Anwachsen des Menschen-

handels angesichts des Elends vieler Ukrainer. Seine Delegation habe auch eine weitere Problematik beobachtet, „nämlich die Marginalisierung oder sogar Zurückweisung von Afrikanern und Asiaten, die in der Ukraine lebten und jetzt zusammen mit dem Rest der Bevölkerung auf der Flucht sind.“

Inzwischen sprach man darüber mit den Regierungen Polens und Ungarns – wodurch es offenbar seltener zu solchen Vorfällen kam. Dass Menschenhändler vermehrt Frauen in – womöglich deutsche – Bordelle verschleppen oder gar Waisenkinder an westliche Eltern regelrecht „verkaufen“ könnten: Diese Gefahr ist aus Sicht des Entwicklungsdikasteriums noch lange nicht gebannt. Am Montag entsandte Franziskus Czerny erneut in die Krisenregion.

„Zur Kenntnis genommen“

Währenddessen bemühen sich auch die Vatikandiplomaten darum, eine Annäherung zwischen den Kriegsparteien zu fördern. Kardinalstaatssekretär Pietro Parolin erinnerte: „Der Papst hat erklärt, dass wir bereit sind, alles zu tun, was möglich ist.“ Das bleibe die Haltung des Heiligen Stuhls und dessen Bereitschaft. Die russische Seite habe das zur Kenntnis genommen, „aber bislang gibt es keine Anzeichen dafür, dass sie von dieser Möglichkeit Gebrauch machen wollen“, berichtete der vatikanische Chefdiplomat.

„Das einzige, was getan werden muss, ist, der inakzeptablen bewaffneten Aggression ein Ende zu setzen, bevor sie Städte in Friedhöfe verwandelt“, mahnte Franziskus am Sonntag beim Angelusgebet. Zum wiederholten Mal sprach er sich für Verhandlungen und wirklich sichere humanitäre Korridore für Zivilisten aus. „Im Namen Gottes bitte ich Euch: Stoppt dieses Massaker!“ *Mario Galgano*

Aus meiner Sicht ...



Romana Kröling ist Redakteurin unserer Zeitung.

Romana Kröling

Keine schlechten Menschen

Franziskus macht vor, wie es geht: Von seinen Reisen ans Mittelmeer bringt der Papst Flüchtlinge mit nach Rom – unabhängig von Hautfarbe und Religion. Am Welttag des Migranten und Flüchtlings voriges Jahr plädierte er für eine „Bereitschaft, alle offen aufzunehmen“ – ohne Vorurteile oder Angst. Schon in seiner Enzyklika „Fratelli tutti“ hatte der Pontifex eine Geschwisterlichkeit gefordert, die Kontinente und Religionen überwindet.

In der Ukraine-Krise beweisen die Menschen in Europa eine solche Geschwisterlichkeit. Überwältigend ist die Hilfsbereitschaft. Laut einer Umfrage hat jeder Vierte in Deutschland schon Geld gespendet. Zahlreiche private Unterkünfte werden für die Un-

terbringung von ukrainischen Flüchtlingen zur Verfügung gestellt. Laut einer Umfrage für „Bild am Sonntag“ würde jeder dritte Deutsche Ukrainer vorübergehend sogar bei sich zu Hause aufnehmen.

2015 zeigte sich ein anderes Bild. Natürlich gab es auch in der durch den Syrienkrieg veranlassten Flüchtlingskrise eine große Welle der Hilfsbereitschaft. Doch war diese um ein Vielfaches kleiner. Auch von Seiten der Politik gibt es einen großen Unterschied: Während Flüchtlinge aus Syrien monatelang auf ihr Asylverfahren warten mussten und jeder Fall einzeln geprüft wurde, trat nun eine EU-Richtlinie in Kraft, durch die Schutzsuchende aus der Ukraine automatisch ein

Jahr lang eine Aufenthaltserlaubnis erhalten. Flüchtling ist wohl nicht gleich Flüchtling.

Sind wir also schlecht, weil wir lieber Menschen aus der Ukraine bei uns aufnehmen als aus dem Nahen Osten oder Afrika? Nein, denn das ist nur allzu menschlich und verständlich! Wir teilen mit den Ukrainern nicht nur einen Kontinent, sondern auch Religion, Kultur und Werte – und einen gemeinsamen Feind. Viele von uns haben Freunde oder Familie dort! Auch wenn die Ukraine nicht der Nato angehört: Ein Angriff auf die Ukraine ist ein Angriff auf uns alle.

Vergessen wir aber nicht: Der Syrienkrieg ist noch nicht vorbei. Auch die Syrer brauchen weiterhin unsere Hilfe.



Victoria Fels ist Nachrichtenredakteurin unserer Zeitung und Mutter von zwei Kindern.

Victoria Fels

Reproduktion und Realität

„Das Recht muss der Gegenwart angepasst werden.“ So begründete Bundesjustizminister Marco Buschmann (FDP) den Gesetzentwurf zur Streichung des Paragraphen 219a, den die Bundesregierung am Mittwoch vergangener Woche auf den Weg gebracht hat. Dieser Paragraph untersagt „das Anbieten, Ankündigen oder Anpreisen von Schwangerschaftsabbrüchen aus finanziellem Vorteil heraus oder wenn dies in grob anstößiger Weise geschieht“. Der Ampelkoalition ist er ein Dorn im Auge – denn ihrer Meinung nach behindert er die Selbstbestimmung der Frauen.

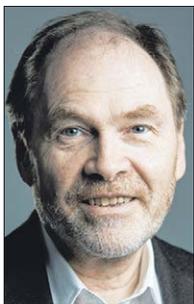
Ausgerechnet die Bundesfamilienministerin, Anne Spiegel (Grüne), erklärt dazu, es werde „endlich Realität, was längst überfällig

war“. Man fragt sich, in welcher Realität sie bislang lebte. Realität war auch unter einem geltenden Paragraphen 219a, dass Frauen, die abtreiben wollten, sich darüber Informationen und Adressen von Ärzten beschaffen konnten – völlig legal. Schwangere, die überlegten, die Schwangerschaft abzubreaken, bräuchten individuelle Beratung und Unterstützung, keine Verbote, argumentiert Spiegel. Solche Beratung und Unterstützung bieten etwa die Schwangerenberatungsstellen der Caritas deutschlandweit seit Jahrzehnten an.

Zudem fordert die Familienministerin, dass sich jede Frau direkt bei ihrer Ärztin oder ihrem Arzt online über Methoden eines Schwangerschaftsabbruchs, Fristen und Rege-

lungen informieren können muss. All das lässt sich bei Bedarf ohne weiteres auch in einem Telefonat oder persönlichen Gespräch erfragen – es sei denn, man möchte eine Abtreibung lieber wie eine Katalogbestellung handhaben.

Endgültig krude wird es, wenn Spiegel von „reproduktiven Rechten der Frauen“, „reproduktiver Selbstbestimmung“ und „selbstbestimmter Familienplanung“ spricht. Die Tötung eines ungeborenen Kindes hat nichts, aber auch gar nichts mit Reproduktion zu tun. Und wenn eine Familienministerin diese Tötung allen Ernstes als „selbstbestimmte Familienplanung“ versteht, kann es einem um den Schutz der Familie in Deutschland wahrlich angst und bange werden.



Wolfgang Thielmann ist evangelischer Pastor und Journalist.

Wolfgang Thielmann

Nicht den Stuhl vor die Tür stellen

Der russisch-orthodoxe Patriarch Kyrill hat sich ins Abseits manövriert. Seine Freundschaft zum russischen Präsidenten Wladimir Putin hat ihn in seiner Kirche viel Glaubwürdigkeit gekostet. Sie hat ihn dazu gebracht, frühere Überzeugungen über den Haufen zu werfen: zum Beispiel die, dass Völker Konflikte friedlich lösen sollten. So steht es in der Sozialdoktrin seiner Kirche, die Kyrill mitverfasst hat. Er verurteilte 1979 die Invasion der Sowjetunion in Afghanistan. Jetzt rechtfertigt er den Krieg Russlands in der Ukraine – mit einer abstrusen Begründung: Der Kampf gelte der sittlichen Reinheit, die durch die Toleranz des Westens gegenüber Homosexualität zerstört werde.

Lange Jahre, in denen Kyrill seine Kirche in der Ökumene repräsentierte, vertrat er gemäßigt-konservative Positionen. Davon ist nichts übrig. Seit Jahren schwört er seine Kirche auf ein aggressives Ethno-Christentum ein: Russland gehört der Orthodoxie, es ist seiner Ansicht nach „kanonisches Territorium“. Und – gegen die Geschichte: Es gab nie eine ukrainische Kirche. Das rückt ihn in die Nähe einer Blut-und-Boden-Theologie. Kyrill brach sogar mit dem Ehrenoberhaupt der östlichen Orthodoxie, Patriarch Bartholomaios von Konstantinopel.

Nun kommt die Forderung auf, die russisch-orthodoxe Kirche aus dem Ökumenischen Rat der Kirchen auszuschließen. Seit

Jahren tun sich orthodoxe Kirchen dort schwer. Sie haben demokratische Abstimmungen ausgehebelt und reklamieren Sonderrechte.

Aber es wäre falsch, der Kyrill-Kirche den Stuhl vor die Tür zu stellen. Nach kirchlichem Verständnis arbeiten in solchen Gremien ausschließlich Sünder. Es ist nicht ihre Aufgabe, übereinander zu Gericht zu sitzen. Richtig ist, was die Ägypterin Azza Karam getan hat, die Generalsekretärin der Organisation „Religionen für den Frieden“: Sie hat Kyrill an einen Ort seiner Wahl eingeladen, um mit ihm über Friedensethik zu sprechen. Das klingt naiv und ist doch ein starkes Signal: Religion setzt auf die Kraft des Wortes. Es ist eine wahrhaft christliche Haltung.

Leserbriefe

Macht und Kommunikation

Zu „Kann das christlich sein?“ in Nr. 6:

Die Interna in der luxemburgischen katholischen Kirche kenne ich nicht und beziehe mich folglich auch nicht darauf. Während der Lektüre des Artikels „Kann das christlich sein?“ musste ich als evangelischer Christ sehr häufig an Martin Luther denken, der in Klarheit Zustände, Missstände der Kirche zu seiner Zeit gesehen hat und letztlich auch, was sich eine „ecclesia non semper reformanda“ an Desaster aufladen wird. Damals wie heute geht es hauptsächlich um Macht und Machtmissbrauch.

Kardinal Jean-Claude Hollerich zeigt einen Lösungsweg auf: „Zuhören.“ Ich würde besser sagen: „Hinhören“ und ins Gespräch kommen. Über das Geschehene und über das Zukünftige reflektieren, uneingeschränkt Transparenz zeigen. In der Tat ist es ein Unding, wenn man hört, wie sich „Obere“ nicht für das Leid der Opfer entschuldigen, sondern alles daran setzen, dass die In-

stitution Kirche ohne Makel dasteht. Ich vermag kein „Glashaus“ zu erkennen, in dem dieser Kardinal Hollerich sitzen soll.

Dieter Schwarz,
87700 Memmingen

Einspruch, Eure Eminenz! Sie raten Kardinal Woelki, zurückzutreten und geben als Grund an: „Er hat eine sehr schlechte Kommunikation.“ Aber wenn das stimmt, und Sie ihm anschließend empfehlen, in „eine Studentengemeinde zum Beispiel“ zu gehen, ist das nach dem vorher Gesagten ein ziemlich hanebüchener Rat, den Sie ihm da geben. Natürlich braucht es überall Kommunikation, aber unter Studenten wohl in ganz besonderem Maß. Sie waren doch selbst mal Studentenseelsorger für zwei Jahre. Sind die Erinnerungen daran schon so verblasst?

Monsignore Dr. Florian Schuller,
86399 Bobingen-Straßberg



▲ Kardinal Jean-Claude Hollerich.

So erreichen Sie uns:
Katholische Sonntagszeitung
bzw. Neue Bildpost
Postfach 11 19 20, 86044 Augsburg
Telefax: 08 21 / 50 242 81
E-Mail: redaktion@suv.de oder
leser@bildpost.de

Auf dem Holzweg?

Zu „Den Sprung gewagt“ in Nr. 6:

Der Mehrheit der Bischofskonferenz geht es offensichtlich darum, den Zeitgeist zu bedienen. Höheres ist ihnen zu hoch.

Anton Hieble, 87448 Waltenhofen

Die Versammlung des Synodalen Weges hat unter anderem auch einen Text zur Zulassung von Frauen zum Priester und Bischofsamt in zweiter Lesung verabschiedet. Das wundert mich sehr, da dies schon längst entschieden ist: Frauen können nicht zu Priesterinnen geweiht werden. Papst Johannes Paul II. hat ausdrücklich erklärt, dass die Kirche nicht die Vollmacht habe, Frauen das Sakrament der Priesterweihe zu spenden. Warum widerstehen die Damen und Herren des Synodalen Weges nicht dem Zeitgeist? Die päpstliche Aussage zur Weihe von Frauen ist nach sehr, sehr langem Forschen und Fragen nach dem Willen Gottes getroffen worden.

Alfred Fuder, 55624 Oberkirm

Dank, aber auch Entsetzen

Zu „Verlogene Politik“ (Leserbriefe) in Nr. 6:

Herzlichen Dank Herrn Dr. Hundsdorfer für seinen engagierten und aufklärenden Leserbrief und gleichzeitig höchste Anerkennung der Zeitung, einen derartigen Leserbrief zu veröffentlichen. Bei unseren Mainstream-

Medien in Deutschland wäre das inzwischen wohl undenkbar.

Johannes Wiemann,
90451 Nürnberg

Die beiden Leserbriefe in der Ausgabe Nr. 6 – „Berechtigte Ängste“ und „Verlogene Politik“ – habe ich mit Begeisterung zur Kenntnis genommen. Beide beschreiben meine Meinung zu diesen Themen sehr genau. Ich finde es wichtig, auch diese Meinung öffentlich zu zeigen. Damit ist ein Schritt in Richtung Solidarität, Nächstenliebe und Toleranz getan. Ich hoffe, es wird noch mehr in diese Richtung gehen.

Beate Holzapfel, 87452 Altusried

Ich bin entsetzt, dass sie so einem Verschwörungstheoretiker einen Platz einräumen, seine Theorien zu verbreiten. Bleiben sie als katholische Zeitung doch bitte bei den Aussagen der deutschen Bischöfe, die zum Impfen aufrufen, sowie bei unserem Papst, der Impfen als Akt der Nächstenliebe bezeichnet.

Alfred Sagmeister, 94356 Kirchroth



▲ Frank-Walter Steinmeier.

Beliebter Präsident

Zu „Der Ampel-Mann von Bellevue“ in Nr. 6:

Da unser gegenwärtiger Bundespräsident sehr beliebt ist und international hohes Ansehen genießt, empfinde ich allein schon die Bezeichnung „Ampel-Mann“ in der Überschrift als dreist! Ihn zum „Grüßaugust“ zu stilisieren, schlägt dem Faß den Boden aus. Frank-Walter Steinmeier (SPD) wird sicher auch in seiner zweiten Amtsperiode Deutschland hervorragend und uneigennützig repräsentieren.

Jakob Förg, 86199 Augsburg

Die zum Großteil akademisch gebildeten Synodalen des gleichnamigen Weges kennen sich sicher bestens mit Fremdwörtern aus – auch mit den Wort-Neuschöpfungen der vergangenen Jahrzehnte. Ich denke aber, dass das nicht auf alle Leser zutrifft. Wenn also im Beitrag über den Synodalen Weg von binären Menschen bzw. nicht-binären Menschen gesprochen wird, sollte eine kurze redaktionelle Erklärung folgen, damit jeder versteht, was gemeint ist. Dafür vielen Dank.

Georg Schmitz, 47839 Krefeld

Anmerkung der Redaktion

Als „nicht-binär“ bezeichnen sich Männer und Frauen, die sich selbst keinem biologischen Geschlecht zuordnen und sich nicht ausschließlich als männlich oder weiblich identifizieren.

Leserbriefe sind keine Meinungsäußerungen der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen vor. Leserbriefe müssen mit dem vollen Namen und der Adresse des Verfassers gekennzeichnet sein. Wir bitten um Verständnis, dass Leserbriefe unabhängig von ihrer Veröffentlichung nicht zurückgeschickt werden.



▲ Ein Schulkind wird in Berlin gegen Corona geimpft. Während die Kirche in Deutschland den Schutz durch die Impfung begrüßt, sind keineswegs alle Deutschen davon überzeugt. Fotos: KNA

Frohe Botschaft

Dritter Fastensonntag

Lesejahr C

Erste Lesung

Ex 3,1–8a.10.13–15

In jenen Tagen weidete Mose die Schafe und Ziegen seines Schwiegervaters Jitro, des Priesters von Midian. Eines Tages trieb er das Vieh über die Steppe hinaus und kam zum Gottesberg Horeb. Dort erschien ihm der Engel des HERRN in einer Feuerflamme mitten aus dem Dornbusch. Er schaute hin: Der Dornbusch brannte im Feuer, aber der Dornbusch wurde nicht verzehrt. Mose sagte: Ich will dorthin gehen und mir die außergewöhnliche Erscheinung ansehen. Warum verbrennt denn der Dornbusch nicht?

Als der HERR sah, dass Mose näher kam, um sich das anzusehen, rief Gott ihm mitten aus dem Dornbusch zu: Mose, Mose! Er antwortete: Hier bin ich. Er sagte: Komm nicht näher heran! Leg deine Schuhe ab; denn der Ort, wo du stehst, ist heiliger Boden. Dann fuhr er fort: Ich bin der Gott deines Vaters, der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs. Da verhüllte Mose sein Gesicht; denn er fürchtete sich, Gott anzuschauen.

Der HERR sprach: Ich habe das Elend meines Volkes in Ägypten

gesehen und ihre laute Klage über ihre Antreiber habe ich gehört. Ich kenne sein Leid. Ich bin herabgestiegen, um es der Hand der Ägypter zu entreißen und aus jenem Land hinaufzuführen in ein schönes, weites Land, in ein Land, in dem Milch und Honig fließen.

Und jetzt geh! Ich sende dich zum Pharao. Führe mein Volk, die Israeliten, aus Ägypten heraus!

Da sagte Mose zu Gott: Gut, ich werde also zu den Israeliten kommen und ihnen sagen: Der Gott eurer Väter hat mich zu euch gesandt. Da werden sie mich fragen: Wie heißt er? Was soll ich ihnen sagen? Da antwortete Gott dem Mose: Ich bin, der ich bin. Und er fuhr fort: So sollst du zu den Israeliten sagen: Der „Ich-bin“ hat mich zu euch gesandt. Weiter sprach Gott zu Mose: So sag zu den Israeliten: Der HERR, der Gott eurer Väter, der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs, hat mich zu euch gesandt. Das ist mein Name für immer und so wird man mich anrufen von Geschlecht zu Geschlecht.

Zweite Lesung

1 Kor 10,1–6.10–12

Ihr sollt wissen, Brüder und Schwestern, dass unsere Väter alle unter der Wolke waren, alle durch das Meer zogen und alle auf Mose getauft wurden in der Wolke und im Meer. Alle aßen auch die gleiche geistgeschenkte Speise und alle tranken den gleichen geistgeschenkten Trank; denn sie tranken aus dem geistgeschenkten Felsen, der mit ihnen zog. Und dieser Fels war Christus. Gott aber hatte an den meisten von ihnen kein Gefallen; denn er ließ sie in der Wüste umkommen. Das aber geschah als warnendes Beispiel für uns: damit wir uns nicht von der Gier nach dem Bösen beherrschen lassen, wie jene sich von der Gier beherrschen ließen. Murrte auch nicht, wie einige von ihnen murrten; sie wurden vom Verderber umgebracht!

Das aber geschah an ihnen, damit es uns als Beispiel dient; uns zur Warnung wurde es aufgeschrieben, uns, die das Ende der Zeiten erreicht hat. Wer also zu stehen meint, der gebe Acht, dass er nicht fällt.

Evangelium

Lk 13,1–9

Zu jener Zeit kamen einige Leute und berichteten Jesus von den Galiläern, deren Blut Pilatus mit dem ihrer Opfertiere vermischt hatte.

Und er antwortete ihnen: Meint ihr, dass diese Galiläer größere Sünder waren als alle anderen Galiläer, weil das mit ihnen geschehen ist? Nein, sage ich euch, vielmehr werdet ihr alle genauso umkommen, wenn ihr nicht umkehrt.

Oder jene achtzehn Menschen, die beim Einsturz des Turms am Schilóach erschlagen wurden – meint ihr, dass sie größere Schuld auf sich geladen hatten als alle anderen Einwohner von Jerusalem? Nein, sage ich euch, vielmehr werdet ihr alle ebenso umkommen, wenn ihr nicht umkehrt.

Und er erzählte ihnen dieses Gleichnis: Ein Mann hatte in seinem Weinberg einen Feigenbaum gepflanzt; und als er kam und nachsah, ob er Früchte trug, fand er keine.

Da sagte er zu seinem Winzer: Siehe, jetzt komme ich schon drei Jahre und sehe nach, ob dieser Feigenbaum Früchte trägt, und finde nichts. Hau ihn um! Was soll er

Gedanken zum Sonntag

Die süßen Früchte weitertragen

Zum Evangelium – von Pater Klaus Schäfer SAC



„Das einzig Wichtige im Leben sind die Spuren der Liebe, die wir hinterlassen, wenn wir gehen.“ Diese Worte stehen nicht in der

Bibel, sondern sie stammen von Albert Schweitzer (1895 bis 1965), dem „Urwaldarzt“ von Lambaréné und Friedensnobelpreisträger von 1952.

Jesus benutzt im Gleichnis des heutigen Evangeliums einen Feigenbaum zum Vergleich, um den Kern dieser Aussage für die Menschen anschaulich zu machen. Feigen haben süße Früchte. Und wir essen gerne süße Feigen.

Menschen, die uns Gutes erfahren lassen, bezeichnen wir zuweilen als „süß“. Damit ist eine Parallele zum Feigenbaum gegeben. Bei dem Menschen, der uns eine Wohltat zukommen ließ, halten wir uns gerne auf. Nach der erhaltenen Wohltat hoffen wir auf weitere Wohltaten. So entstehen Freundschaften und so können auch Ehen zustande kommen.

Beim Tod eines „süßen“ Menschen wird uns besonders schmerzhaft klar, wie wichtig er uns war. Uns fehlt dann seine Wertschätzung, das, was uns aufgebaut, gestärkt, ermutigt, erheitert oder sonst wie gut getan hat. Der Tod eines „süßen“ Menschen hinterlässt eine Lücke, die keiner ausfüllen kann. Dies erzeugt dann die Trauer und den Schmerz. Je „süßer“ der Ver-

storbene war, desto größer sind die Trauer und der Schmerz.

Beim Tod eines „süßen“ Menschen blicken wir meist nur traurig darauf, was uns der Tod genommen hat. Wir schauen kaum dankbar zurück auf das, was wir durch diesen Menschen „Süßes“ erleben durften.

Mit dem heutigen Evangelium können wir den Tod eines solchen „süßen“ Menschen auch im Zusammenhang mit einer sportlichen Disziplin sehen – mit dem Staffellauf: Beim Staffellauf übergibt der eine Läufer in einem vorgegebenen Abschnitt der Gesamtstrecke dem folgenden Läufer den Staffelstab. Dabei darf dieser nicht zu Boden fallen.

Mit seinem Tod endet alles „Süße“ dieses Menschen. Was von ihm bleibt, sind nur Erinnerungen.

Es liegt also an uns, ob wir diese „Süße“, die wir durch ihn erfahren durften, aufgreifen und durch unsere Art zu leben weitergeben, so wie ein Staffelläufer den Stab aufgreift und weiterträgt.

Im Sinne des heutigen Evangeliums bedeutet dies, dass wir die „süßen Früchte“, die wir von anderen Menschen erfahren haben, nun durch unser Leben für andere erfahrbar machen sollen. Wir werden damit vom Konsumenten zum Produzenten von „süßen Früchten“.

Die eigenen Erfahrungen, wie gut „süße Früchte“ uns tun, sollte uns Ansporn sein, diese auch anderen Menschen zuteil werden zu lassen. Dadurch machen wir für Andere deren Leben menschlicher, lebenswerter, lebenswerter – und unser eigenes Leben gottgefälliger.



weiter dem Boden seine Kraft nehmen?
Der Winzer erwiderte: Herr, lass ihn dieses Jahr noch stehen; ich will

den Boden um ihn herum aufgraben und düngen. Vielleicht trägt er in Zukunft Früchte; wenn nicht, dann lass ihn umhauen!

Woche der Kirche

Schriftlesungen und liturgische Hinweise für die kommende Woche
Psalterium: 3. Woche, dritte Fastenwoche

Sonntag – 20. März Dritter Fastensonntag

Messe vom 3. Fastensonntag, Cr, eig. Prf, feierlicher Schlussegen (violett); 1. Les: Ex 3,1-8a.13-15, APs: Ps 103,1-2.3-4.6-7.8 u. 11, 2. Les: 1 Kor 10,1-6.10-12, Ev: Lk 13,1-9; oder (mit eig. Prf); 1. Les: Ex 17,3-7, APs: Ps 95,1-2.6-7c.7d-9, 2. Les: Röm 5,1-2.5-8, Ev: Joh 4,5-42 (oder 4,5-15.19b-26.39a.40-42)

Montag – 21. März

Messe vom Tag (violett); Les: 2 Kön 5,1-15a, Ev: Lk 4,24-30

Dienstag – 22. März

Messe vom Tag (violett); Les: Dan 3,25.34-43, Ev: Mt 18,21-35

Mittwoch – 23. März

Hl. Turibio von Mongrovejo, Bischof von Lima
Messe vom Tag, Tagesgebet vom Tag oder vom hl. Turibio (violett); Les: Dtn 4,1.5-9, Ev: Mt 5,17-19

Donnerstag – 24. März

Messe vom Tag (violett); Les: Jer 7,23-28, Ev: Lk 11,14-23

Freitag – 25. März Verkündigung des Herrn

Messe v. Hochfest, Gl, Cr (Niederknien zum „Et incarnatus est – hat Fleisch angenommen“ bzw. „empfangen durch den Heiligen Geist“), eig. Prf, in den Hg I-III eig. Einschub, feierl. Schlussegen (weiß); 1. Les: Jes 7,10-14, APs: Ps 40,7-8.9-10.11, 2. Les: Hebr 10,4-10, Ev: Lk 1,26-38



Samstag – 26. März

Hl. Liudger, Bischof von Münster, Glaubensbote
Messe vom Tag, Tagesgebet vom Tag oder vom hl. Liudger (violett); Les: Hos 6,1-6, Ev: Lk 18,9-14

Gebet der Woche

Verharren wir in der Betrachtung dieses Geheimnisses des Namens Gottes, damit wir besser das Geheimnis der Fastenzeit begreifen und als einzelne wie auch als Gemeinde in fortwährender Umkehr leben, um so in der Welt beständige Epiphanie, Zeugnis des lebendigen Gottes zu sein, der aus Liebe befreit und rettet.
Amen.

Papst Benedikt XVI.,
Predigt zum dritten Fastensonntag 2010

◀ Ikone der Jungfrau des brennenden Dornbuschs (um 1598, Walters Art Museum, Baltimore). Die Selbstoffenbarung Gottes aus dem brennenden Dornbusch, der vom Feuer nicht verzehrt wird, ist Vorausbild der letztgültigen Selbstoffenbarung Gottes aus der Gottesmutter Maria, die Jungfrau bleibt.
Foto: gem

Glaube im Alltag

von Pastoralreferentin Theresia Reischl



Alles hat seine Stunde“, heißt es im Buch Kohelet. „Eine Zeit zum Gebären und eine Zeit zum Sterben ... eine Zeit zum Töten und eine Zeit zum Heilen ... eine Zeit zum Weinen und eine Zeit zum Lachen ... eine Zeit zum Lieben und eine Zeit zum Hassen, eine Zeit für den Krieg und eine Zeit für den Frieden.“

Stimmt das? Ich empfinde es nicht so. Vielmehr findet im Moment alles gleichzeitig statt – was es sehr schwierig macht, es auszuhalten. Da scheint endlich nach gefühlten endlosen Wochen des Grau-in-Grau die Sonne – aber kann ich, darf ich mich zugleich darüber freuen, wenn ich doch weiß, dass unter der gleichen Sonne Menschen in der Ukraine und den anderen Kriegs- und Krisengebieten unserer Welt sterben? Es passiert etwas Komisches, Skurriles, Lustiges und wir brechen in Lachen aus, um gleich wieder zu verstummen angesichts der Lage unserer Welt. Wir möchten die Masken ablegen und gleichzeitig steigen die Infektionszahlen ...

Krieg, Pandemie, Krise der Kirche in Deutschland, persönliche Katastrophen, Hoffnung, Mut zum Aufbruch, Neubeginn – das können wir nicht nacheinander „abarbeiten“ und allem seinen Raum geben. Es findet gleichzeitig statt. Und gleichzeitig ist es zuviel. Mein Herz, mein Kopf, meine Seele können das nicht alles verarbeiten.

Dazu noch: Fastenzeit. Ich will nichts mehr fasten. Alle Vorsätze habe ich über den Haufen geworfen. Zu lange haben wir auf zu vieles verzichtet: auf Feste. Begegnungen. Umar-

mungen. Spontaneität.

Was wie eine Binsenweisheit klingt, wird für mich zur Lebens-, vielleicht auch Überlebensstrategie: mir ganz bewusst Zeit nehmen. Für Gebet. Für Sport. Für Stricken. Für Nichtstun. Für Nachrichten ignorieren. Für Informationen einholen. Jeden Tag 10, 15 Minuten, vielleicht auch mal eine halbe Stunde ... Aber bewusst Zeit. Zum Atmen, zum Loslassen, zum Runterkommen. Zum Abgeben an Gott.

Ob das was bringt? Sicher nicht im Sinne eines Wunscherfüllungsautomaten. Als Betende bekomme ich nicht einfach alles, was ich mir wünsche. Beten heißt für mich: Ich wende mich Gott zu. Kann ihn auf verschiedene Weise ansprechen und alles hat bei ihm Platz. Die Angst vor dem, was gerade passiert; der ohnmächtige Zorn über einen Despoten, der sich die Welt zurechtzimmert, wie sie ihm gefällt; unsere Sorgen um Freunde und Familien; unsere tiefe Trauer und die Traurigkeit um den Verlust von Sicherheit. Ich zeige im Gebet meine Solidarität mit den Menschen, die Not leiden, und verbinde mich mit allen Menschen guten Willens. Aus der Gemeinschaft heraus spüre ich Kraft und Kreativität, mit dieser Situation umzugehen.

Alles hat seine Zeit. Aber eben gleichzeitig. Wir können es Gott hinlegen und um Wandlung bitten – Mitte und Höhepunkt unseres Glaubens. Immerwährende Wandlung. Darauf vertraue und hoffe ich.

WORTE DER THEOLOGEN:
RICHARD VON ST. VIKTOR

„Lieben heißt sehen“



Theologe der Woche

Richard von St. Viktor

gestorben: 16. März 1173 in Paris
Gedenken: 16. März

Der Angelsachse Richard trat in das Augustinerchorherrenstift St. Viktor in Paris ein, wo Hugo von St. Viktor sein Lehrmeister war. Nach dessen Tod übernahm er die Leitung der dortigen (Hoch-)Schule. 1162 wurde er Prior des Konvents. Er kämpfte gemeinsam mit Thomas Becket gegen die Machtansprüche des englischen Königs Heinrich II. gegenüber der Kirche und auf Seiten Bernhards von Clairvaux und der monastisch-augustinischen Tradition gegen den sich abzeichnenden universitären Rationalismus eines Petrus Abaelard. *red*

Richard sieht in der Trinität nicht – wie in der Tradition vor ihm – Vater, Sohn und Heiligen Geist als Dreiheit von Liebendem, Geliebtem und dem sie verbindenden Band der Liebe, sondern in der Dreiheit von Liebendem, Geliebtem und Mitgeliebtem (condilectus).

Er schreibt dazu: „Jede Person in der Gottheit ist so großmütig, dass sie keinerlei Schätze, keinerlei Freuden unmitgeteilt für sich haben will. Und weil Gott so mächtig ist, dass ihm nichts unmöglich ist, so selig, dass ihm nichts schwerfällt, muss man folgern, dass die Dreifaltigkeit der göttlichen Personen schlechthin notwendig ist.“

Wäre ein Gott nur eine Person, dann hätte sie niemanden, dem sie die Reichtümer ihrer Größe mitteilen könnte. Und hinwieder wäre sie auf ewig des süßen Glücks beraubt, mit dem innige Liebe sie hätte bereichern können. Wenn aber die volle Güte dem höchst guten Gott nicht gestattet, seine Schätze geizig zurückzubehalten, so gestattet die volle Seligkeit dem ganz seligen Gott auch nicht, sie zu entbehren, und zur Verherrlichung seiner Majestät erfreut

er sich ebenso sehr daran, sie großmütig zu verschwenden, wie in ihrem Genuss zu sein. Daraus ersiehst du von neuem, wie unmöglich es ist, dass in Gott eine Person der Gemeinschaft der andern entbehre. Gesetzt aber, es wäre nur ein Mitgenosse da, dann könnte Gott zwar seinen herrlichen Reichtum verschenken, hätte aber niemanden, dem er das Entzücken restloser Liebe mitteilen könnte. Es gibt aber gerade nichts Erfreulicheres, nichts Herz-erquickenderes als den Jubel selbstloser Liebe. Solchen Jubel müsste einer, der im Empfang der ihm zuteilwerdenden Liebe keinen Mitgenossen hätte, einsam erfahren.

So kann also die Kommunion in der Liebe nur stattfinden, wenn drei Personen da sind. Und nichts ist, wie gesagt, glorreicher, nichts großmütiger auch, als alles Nützliche und Erfreuliche, das man besitzt, zu etwas Gemeinsamem zu machen. Das weiß die höchste Weisheit sehr wohl, und es muss der höchsten Güte sehr wohlgefallen, und im gleichen Maß wie die Seligkeit des Allmächtigen und die Macht des Allseligen dieses Wohlgefallen verwirklichen muss, muss auch den beiden Personen in Gott die dritte beigesellt werden.“

„Vollkommenes Gutsein erfordert Dreieinigkeit: Der höchste Grad der Güte scheint dort erreicht, wo man eine höchste Liebe erweist, ohne dafür eine Bereicherung eigenen Genusses zu erwarten. Aus dem vorigen ist aber schon klar geworden, dass dieser höchste, vollkommenste Grad in der bloßen gegenseitigen Liebe zweier nicht erreicht werden kann. Denn hier schenkt jeder der Liebenden seine Liebe und schöpft sich dabei gewiss die honigfließenden Reize der Liebe, die ein Einziger, Einsamer sich nirgendwoher verschaffen könnte.“

So schwillt der Haufe der Freuden und Reize für beide dadurch gewaltig an, dass durch erwiesene und entgegengenommene Liebe eine Schicksalsgemeinschaft entsteht. Daraus wird aber klar, dass in Gott der höchste Grad der Großmut nicht statthaben könnte, wenn im Kreis der Personen die dritte fehlte; denn in der bloßen Zweierheit könnte keiner der beiden die vornehmlichsten seiner Ergötzungen bekanntgeben. So verstehen wir, dass die wahre und höchste Güte so lange unabgeschlossen bleibt, als die Ergänzung zur Trinität fehlt.“

Zusammengestellt von Abt em. Emmeram Kränkl; Fotos: gem

Richard von St. Viktor finde ich gut ...



„Die zweite große Erscheinung der Viktorinerschule ist der Schotte Richard von St. Viktor († 1173), der ‚magnus contemplator‘, der in seinem Werk ‚De trinitate‘ eine spekulative Trinitätslehre eigener Prägung schuf und in seinen mystischen Schriften (Benjamin maior, Benjamin minor) der Klassiker der Theorie von der mystischen Beschauung geworden ist.“

Martin Grabmann, Die Geschichte der katholischen Theologie seit dem Ausgang der Väterzeit, 1933

Zitate

von Richard von St. Viktor

„Glücklich ist, wem es gegeben ist, die Zerstreuungen des Herzens zur Einheit zu bringen.“

„Lieben heißt sehen.“

„Die Seele ist schön oder unschön aufgrund des eigenen Willens.“

„Die Erfüllung des Gesetzes ist die Liebe: Sie richtet das Gefallene wieder auf, sie erneuert das Verbraachte, unaufhörlich ist sie dabei, es zu erfüllen; sie kennt nicht den Begriff der Schwierigkeit.“

„Wenn die Absicht nicht gut ist, stirbt der Geist.“

„Vermögen, Weisheit, Güte oder Liebe: ein Bild der Dreifaltigkeit.“

EINREISEREGELN GELOCKERT

Israel erwacht aus Corona-Schlaf

Nach Pandemie-Winter: Mit dem Frühling kehren die Pilger ins Heilige Land zurück

JERUSALEM – Ein Aufatmen geht durch das Land. Seit 1. März dürfen ungeimpfte Touristen nach Israel einreisen. Lediglich ein aktueller PCR-Test muss vorgelegt werden. Die Erleichterung ist vielen Menschen, die in Israel vom Tourismus leben, im Gesicht abzulesen, vor allem in Jerusalem.

Im „Tmol Shilshom“ gibt es wieder Buchlesungen und kleine Konzerte. Das angesagte Café und Restaurant in der Neustadt stand wegen des Corona-Lockdowns kurz vor der Insolvenz und hat nur durch Spenden, auch aus dem Ausland, überlebt. Vor einem Reisebüro steht ein junger Mann und verteilt Flyer für Touren ans Tote Meer und nach Masada, nach Bethlechem, Jericho oder Nazareth. Rund um den Garten Getsemani stehen Taxifahrer, die ihre Fahrdienste durch Jerusalem und zu weiteren Pilgerzielen anbieten.

Mit jedem Tag füllen sich die Straßen und immer mehr Geschäfte, die Devotionalien, Schmuck, Räucherwerk und Kunsthandwerk verkaufen, öffnen ihre Türen. Und auch sie sind plötzlich wieder zu hören und zu sehen: Reisegruppen aus aller Welt, die nach Jerusalem strömen, den Leidensweg Jesu auf der Via Dolorosa bereits früh morgens entlangpilgern; im Gartengrab einen Gottesdienst abhalten.

In der St.-Anna-Kirche singen sie neben dem Bethesda-Teich einen Choral, in der Grabeskirche wohnen sie den Gottesdiensten bei und zünden Kerzen an. Nach den wenigen Individualtouristen, die seit November unter strengen Einreisebedingungen Israel besuchten, können durch die neue Reiseverordnung endlich auch Reisegruppen und Pauschaltouristen ins Land.

Rekordjahr 2019

Mit den Massen, die Israel vor der Pandemie besuchten, ist das bislang zwar nicht vergleichbar. Das ganze Land hofft aber, dass es im Tourismus dort anknüpfen kann, wo es aufgehört hat. Schließlich war 2019 mit 4,5 Millionen Touristen im Land ein Rekordjahr. Der Lockdown im März 2020 bremste die Branche komplett aus.

„Aufgrund der guten Prognosen für 2020 und darüber hinaus haben viele touristische Einrichtungen, Shopbetreiber und Geschäftsleute

Geld in die Hand genommen und investiert“, sagt Murad Ozugul, der als Silberschmied und Schmuckdesigner im christlichen Viertel der Jerusalemer Altstadt arbeitet. Dort führt er mit seinem Bruder Johnny in zweiter Generation ein sehr

individuelles Schmuckgeschäft. Er macht beispielsweise aus alten israelischen Schekel Kettenanhänger und Manschettenknöpfe oder gestaltet Silberlöffel zu Armbändern um.

Die lange Zeit des Stillstands hat einige, vor allem kleinere Ladenbe-

treiber in den Ruin getrieben, zum Beispiel das kleine Kosmetikgeschäft gleich neben der Station XIII am Kreuzweg. Heute werden die Räumlichkeiten als Lagerhalle benutzt. Diejenigen aber, die durch die Pandemie gekommen sind, sehen voller Hoffnung auf die zu erwartenden Pilgerströme.

Schließlich hat Jerusalem investiert. Viele Basarstraßen sowie die Via Dolorosa sind saniert worden. Neue Treppenstufen erleichtern das Gehen sichtlich. Ostern kann also kommen! Ab Ende März sind viele Hotels und Pensionen ausgebucht, kleinere Häuser wie der Christus-Treff Jerusalem in der Altstadt bereits seit Anfang des Monats.

Das Personal fehlt

„Zusammen mit unseren drei Volontären, die im November gekommen sind, freuen wir uns sehr, endlich wieder Gäste begrüßen zu können“, sagt Michael Mohrmann, der den Christus-Treff seit sieben Jahren mit seiner Frau Elsa führt. „Dabei ist es für uns, die wir nur insgesamt 16 Betten zur Verfügung haben, gerade einfacher als für ein Gasthaus, das 40 Betten und mehr hat. Denen fehlt schlichtweg das Personal“, weiß Mohrmann.

Das wird auch von Schwester M. Gabriela Zinkl SMCB vom Deutschen Hospiz St. Charles bestätigt, das 80 Betten hat. Dennoch ist man hier nicht verzagt – ganz im Gegenteil: „Die Volontäre aus Deutschland sind da, unsere Mitarbeitenden kommen zurück, wir haben die ersten Buchungen von Reisegruppen, die sicherlich nicht wieder stornieren. Wir haben eine neue Situation, darüber freuen wir uns sehr“, lacht Schwester Gabriela. Endlich dürfen auch die Techniker aus Deutschland einreisen, um der Jahre zuvor aufwendig installierten Fußbodenheizung und Klimaanlage den letzten Einstellungsschliff zu geben.

Erleichterung und Freude stehen auch Ruth Holzmann ins Gesicht geschrieben, die seit vielen Jahren als Reiseleiterin arbeitet und vor allem englisch- und deutschsprachige Kleingruppen durch das Land führt. „Am 6. März habe ich meinen ersten Arbeitsauftrag seit zwei Jahren gehabt“, freut sie sich. „Eine ganze Woche lang habe ich eine deutsche Kleingruppe durch Israel geführt. Es war wunderbar.“ Sandra Goetz



▲ Spätestens zur Karwoche wird sich der Kreuzweg Jesu wieder füllen. Jerusalem hat die Corona-Zwangspause genutzt, um die Via Dolorosa zu sanieren. Fotos: Goetz



▲ Ein Treffpunkt für Touristen und Einheimische: Im „Tmol Shilshom“ gibt es wieder Buchlesungen und kleine Konzerte. Der Lockdown hat dem Café stark zugesetzt.

WELT-DOWN-SYNDROM-TAG AM 21. MÄRZ

„Gott gibt jedem eine Chance“

Tolle Texte trotz Trisomie 21: Südtiroler Autor Julian Peter Messner im Interview

RASEN-ANTHOLZ – Dass der Südtiroler Julian Peter Messner das Down-Syndrom hat, sieht man ihm an. Trotz der Chromosomen-Anomalie besticht er durch seine positive Lebenseinstellung und die Fähigkeit, mit Worten zu jonglieren. Er schreibt Bücher, die seine Sinneseindrücke emotional unterstreichen. Im Interview aus Anlass des Welt-Down-Syndrom-Tags spricht er über Einschränkungen, gesellschaftliche Integration und seinen Glauben an Gott.

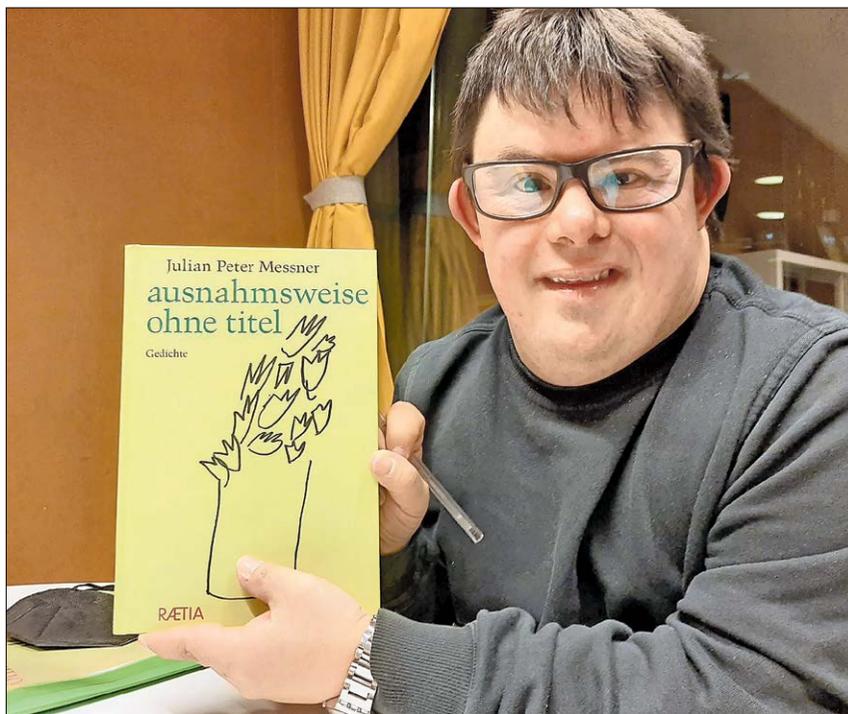
Herr Messner, können Sie sich bitte ein bisschen vorstellen?

Ich bin Julian Peter Messner. Ich habe Trisomie 21 oder das Down-Syndrom. Nach der Pflichtschule habe ich einen Grundlehrgang und ein Biennium für Gastronomie an der Berufsschule absolviert. Da ich keinen passenden Praktikumsplatz für den Bereich gefunden habe, habe ich mich im integrierten Kunstatelier um Aufnahme beworben. Das war genau der Tätigkeitsbereich, der zu mir passt.

Leider ging der Trägerverein nach wenigen Jahren pleite. Ich bin so dankbar, dass Lebenshilfe „Onlus“ unsere Gruppe übernommen hat und als Kunstwerkstatt „Akzent“ weiterführt. Mit neun weiteren Menschen mit Beeinträchtigung arbeite ich dort von Montag bis Freitagmittag. Die Haupttätigkeit ist Malen und Zeichnen. Projektbezogen machen wir Theater, Musik oder auch Fotografie und ab und zu wird geschrieben.

Ich wohne gemeinsam mit meiner Mutter in einem kleinen Dorf im Pustertal und fahre mit den öffentlichen Verkehrsmitteln nach Bruneck zur Arbeit. In meinem Dorf bin ich gut integriert und spiele auch bei der Volksbühne Theater. 2017 haben meine Frau Annemarie und ich unsere Liebe unter den Segen Gottes gestellt. Wir wohnen aber nicht zusammen. Jeder von uns lebt bei seiner Familie, wir sehen uns aber bei der Arbeit, fahren gemeinsam mit der Lebenshilfe in Urlaub und unternehmen auch sonst einiges zusammen.

Mit mehreren anderen Menschen mit Beeinträchtigung arbeitet Julian Peter Messner in einer Kunstwerkstatt der Lebenshilfe in Bruneck in Südtirol.



▲ Julian Peter Messner stellt sein Buch „ausnahmsweise ohne titel“ vor.

Was bedeutet das Down-Syndrom für Sie?

Durch das Down-Syndrom bin ich auf Unterstützung angewiesen, in der Schule hatte ich eine Integrationslehrperson, jetzt habe ich einen Sachwalter, der mir bei Geldangelegenheiten und Behördengängen hilft. Ich kann nicht Autofahren oder völlig autonom leben.

Was würden Sie sich von anderen wünschen?

In erster Linie wünsche ich mir, dass jeder mich so akzeptiert, wie ich bin, und jeder jedem mit Respekt begegnet.

Gibt es etwas, das Sie Mitmenschen mitteilen wollen, die Hem-



mungen haben, auf Menschen wie Sie zuzugehen?

Wenn wir auch anders sind, so beißen wir doch nicht. Behinderung ist nicht ansteckend, es ist keine Krankheit, und wir haben uns nicht ausgesucht, so zu sein. Wir wollen einfach angenommen werden und freuen uns über jedes Lächeln und jedes echte Interesse. Darum geht auf uns zu, spricht uns an, und wenn wir mal abweisend sind, heißt das nur, dass wir grad nicht gut drauf sind.

„Das Down-Syndrom wird niemals das Problem sein, sondern die Gesellschaft“ – können Sie diesem Satz etwas Positives abgewinnen?

Was heißt „die Gesellschaft“? Ich weiß: Wer uns kennt, hat kein Problem mit uns. Darum ist es wichtig, dass wir von Anfang an mitten unter den Menschen leben und im Kindergarten, in der Schule und soweit möglich auch in der Arbeitswelt inkludiert werden.

Was sind Ihre Stärken, was Ihre Schwächen?

Ich kann mich sprachlich gut verständigen, gehe auf andere zu, kann auf der Bühne als Bandleader die Menschen mitreißen. Meine größte Schwäche ist: Ich kann nicht gut rechnen und mit Größen umgehen, und ich habe einen echten Sturschädel, der mir oft im Wege steht.

Wann haben Sie die Gabe, Bücher schreiben zu können und somit ein Sprachrohr zu sein, für sich entdeckt?

Frau Kehrer, die künstlerische Leitung im Kunstatelier, hat gerne mit mir sprachlich gearbeitet und dann die Gedichte bei Literaturwettbewerben eingereicht. Meine



▲ Zusammen mit seiner Band, den „Miteinanders“, macht Julian Peter Messner Musik. Foto: Harald Kienzl (2), Eva Simeaner

Texte sind gut angekommen und auch prämiert worden. Das hat mich sehr motiviert. Irgendwann waren so viele Gedichte da, dass sie für ein Buch gereicht haben. Frau Kehler ist in der Zwischenzeit in Pension gegangen, so ist nun meine Mutter meine Sekretärin. Mit ihr arbeite ich nun an einem Buch mit kurzen Geschichten aus meinem Leben.

Was möchten Sie mit Ihren Werken vermitteln? Welche Emotionen sollen im Leser wachgerüttelt werden?

Es geht mir nicht darum, Leser wachzurütteln oder zu belehren. Ich schreibe über die Natur, über Stimmungen, Liebe und Freundschaft, zu besonderen Anlässen und auch über Verschiedenes, was mich bewegt, und zeige damit den Menschen meine Welt.

Wann sind Sie ein rundum glücklicher Mensch?

Eigentlich braucht es nicht viel, um mich glücklich zu machen. Ich kann mich über vieles freuen. Glücklich bin ich, wenn ich mit meiner Band „Miteinanders“ auf der Bühne stehe und die Zuhörer uns lauthals applaudieren. Da weiß ich: Sie freuen sich mit uns. Leider können wir wegen der Pandemie schon länger weder proben noch auftreten.

Glücklich machen mich gemeinsame Feiern in der Großfamilie. Da geht es immer lustig zu. Da fühle ich mich geborgen und geliebt. Ich bin auch glücklich darüber, in der Kunstwerkstatt gemeinsam mit meiner Frau arbeiten zu dürfen – und natürlich, wenn ein Bild besonders gelingt.

Sind Sie ein realistischer Träumer oder ein verträumter Realist?

Weder noch. Ich habe gar keine Zeit zum Träumen, mein Tag ist völlig ausgefüllt. Wenn ich nicht bei der Arbeit bin, lese ich Zeitungen und recherchiere bei Mister Google heimatkundliche Themen sowie über Kirchen und ihre Patrone, über Pflanzen und Tiere. In der übrigen Zeit schreibe ich Stichworte, das ist meine Lieblingsfreizeitbeschäftigung.

Über was können Sie sich richtig ärgern?

Ofters habe ich gelesen, dass im Mutterleib getestet werden kann, ob ein Kind Trisomie hat, und wenn es so ist, es abgetrieben werden kann. Das ist unmenschlich und grausam. Mich ärgert auch, wenn jemand ungerecht behandelt oder ausgelacht wird. Ich mag es gar nicht, wenn meine Privatsphäre nicht beachtet wird.

Glauben Sie an Gott?

Ja, ich glaube an einen Schöpfergott, und stelle ihn mir sehr mächtig vor, aber auch wie einen liebenden Vater. Er nimmt jeden so wie er ist. Ganz sicher hat er kein Notizbuch, wo er alle Fehler und Schandtaten aufschreibt. Er gibt jedem eine zweite Chance. Ich spreche oft mit Gott, und wenn ich traurig oder krank bin, schicke ich ein Stoßgebet zu meinem himmlischen Vater. Das kann ich überall machen, dazu muss ich nicht in die Kirche gehen.

Für welche zwischenmenschlichen Werte lobt es sich immer, aufzustehen und zu kämpfen?

Für Gerechtigkeit, gegenseitigen Respekt und die Einhaltung der Menschenrechte.

Gibt es etwas, das Ihnen Angst macht?

Da gibt es gar einiges. Im Gedicht „die angst“ habe ich beschrieben, wie sich Angst anfühlt und wovor ich Angst habe.

„Die angst / sie kriecht aus ritzen und löchern / schleicht sich an / oder überfällt mich plötzlich / fährt mir durch den körper / schneidet scharfe kanten hinein / und sticht nägel in mein fleisch / springt in meinen nacken / krallt sich dort fest / lässt mein blut gefrieren / und macht mich hilflos.“

Die angst / angst vorm sterben / angst vorm krampus / angst vor blamage / angst vorm versagen / angst nicht zu genügen / angst vor gewalt / angst vor katastrophen / angst vor schmerzen / angst vor verlust / angst verlassen zu werden / angst ist schrecklich / meist verschwindet sie / wenn mamas arme mich umfängen.“

Sehen Sie sich als Vorbild und Hoffnungsträger für Menschen mit Down-Syndrom?

Ich habe mich noch nie als Vorbild gefühlt. Jeder Mensch soll sich seine Vorbilder wählen und das machen, was ihm Freude bereitet. Vorbild sein bedeutet: Verantwortung tragen, und das ist anstrengend.

Haben Sie ein Lebensmotto?

Da schließe ich mich dem „Kleinen Prinz“ an: „Man sieht nur mit dem Herzen gut ...“

Interview: Andreas Raffener

Buchtipps

Ein Weltuntergang der anderen Art

PHANTASMEN

Kai Meyer und Jurek Malottke

ISBN: 978-3-96792-214-1

35 Euro

Weltuntergangs- und Katastrophenszenarien passen in die aktuelle Zeit. Die Corona-Pandemie mit Millionen Toten ist nicht einmal zu Ende, da erschüttert der russische Einmarsch in die Ukraine die ganze Welt. Berichte über Kriegsverbrechen und Schuldzuweisungen wechseln sich ab, die Sanktionsspirale dreht sich. Mancher fürchtet gar die Eskalation der Feindseligkeiten zu einem dritten Weltkrieg, der womöglich mit Atomwaffen geführt werden könnte.

Eine nicht minder erschreckende Variante bringt die GfIC Novel „Phantasmen“ aus dem Splitter-Verlag ins Spiel. Basierend auf dem Horrormoman von Erfolgsautor Kai Meyer zeichnet Jurek Malottke das Ende der Welt in konturarmen Bildern und blassen Farben, leise und doch verformend.

Überall erscheinen die Geister der Verstorbenen. Die leuchtenden Gestalten stehen reglos am Wegesrand und blicken zur Sonne. Als die



junge Britin Rain und ihre Schwester Emma in die spanische Wüste reisen, um sich von ihren Eltern zu verabschieden, die bei

einem Flugzeugabsturz ums Leben gekommen sein sollen, ändert sich alles: Die Toten lächeln – und ihr Lächeln tötet. Mit dem Norweger Tyler versuchen die Schwestern, dem Grauen zu entkommen.

2018 machte sich Malottke – gleichfalls im Splitter-Verlag und gleichfalls nach einer Vorlage von Kai Meyer – mit „Das Fleisch der Vielen“ als Newcomer einen Namen. Seine „Phantasmen“ zeigen jetzt, dass er längst zum routinierten Zeichner geworden ist. Ausdrucksstark und unkonventionell sind die Illustrationen, die das gruselige Geschehen auf rund 240 Seiten erzählen. Das ist Weltuntergang in epischer Breite. *tf*

Hinweis

Die GfIC Novel ist parallel auch als Vorzugsausgabe mit von den Künstlern signiertem Kunstdruck erschienen (ISBN: 978-3-96219-311-9). Sie ist auf 500 Exemplare limitiert und kostet 49,80 Euro.

UKRAINE-HILFE SEIT 2014

Vor einer ungewissen Zukunft

Russische Invasion macht Chemnitzer Verein zur Anlaufstelle für Kriegsflüchtlinge

CHEMNITZ – Der 24. Februar 2022, der Tag an dem russische Truppen in der Ukraine einmarschierten. Auch für den Chemnitzer Verein „Ukraine-Chemnitz-Europa“ begann damit eine neue Zeitrechnung. Wo sich früher Pakete stapelten, Menschen ein und aus gingen und oft bis in die späten Abendstunden das Licht brannte, befindet sich jetzt eine Anlaufstelle für kriegstraumatisierte Menschen.

Vor allem Frauen und Kinder aus der Ukraine sind es, die es in den sicheren Westen geschafft haben. „Sie alle sind Opfer des russischen Präsidenten Wladimir Putin, der noch immer in den Kategorien des Kalten Krieges denkt und auch vor einem Genozid nicht zurückzuschrecken scheint“, sagt Historiker Uwe Puschner von der Freien Universität Berlin.

Und dennoch: Es gebe „erstaunlich viele Menschen“ – Russen, aber auch Deutsche –, die den Überfall rechtfertigen, sagt Veronika Smalko, die Vorsitzende des Chemnitzer Vereins. Daran merke man, dass die Moskauer Auslandspropaganda doch eine gewisse Wirkung zeigt.

Manchmal fühle sie sich, als stünde sie mit dem Rücken zur Wand angesichts der Not ihrer Landsleute, die oft Hals über Kopf ihre Heimat

verließen und nun oft nur mit Rucksäcken und Plastiktüten beladen vor den Türen des Vereins stehen. „Wir helfen, so gut wir können, aber zaubern können auch wir nicht“, sagt Smalko. Vor allem Frauen und Kinder bitten um Hilfe.

Auf Landsleute treffen

Bis zu 70 000 Flüchtlinge aus der Ukraine erwartet allein der Freistaat Sachsen, sagt ein Sprecher der Staatskanzlei in Dresden. Ohne die vielen Privatinitiativen wäre es gar nicht möglich, das alles zu stemmen, heißt es vielerorts. Auch in Chemnitz, wo die Ankömmlinge immerhin auf Landsleute treffen, die sie versorgen und helfen, den Übergang in ein möglichst normales Leben mit Arbeit und Beschulung der Kinder zu finden.

Im Internet kursieren derzeit „Podcasts“, in denen auch Journalisten das Vorgehen des russischen Präsidenten für „verständlich“ und „nachvollziehbar“ halten. „Die Ukraine ist das Opfer eines Aggressors und schlittert in eine ungewisse Zukunft“, sagt hingegen Veronika Smalko, die früher regelmäßig in ihre Heimat fuhr, um Verwandte zu besuchen. Seit Kriegsbeginn ist der

Kontakt eingeschränkt: Telefonieren sei im Moment schwierig, auch das Internet funktioniere gegenwärtig nicht wie üblich, hört man.

Viele Menschen in der Ukraine lebten in Angst vor dem, was ihnen noch bevorsteht, sagt Smalko und zeigt auf der Karte, wo ihre Verwandten leben: in einem kleinen Ort in der Westukraine, wo nachts die Sirenen losgehen und die Menschen Schutz in Abstellkellern unter Plattenbauten aus der Sowjetzeit suchen. Bei einem Volltreffer wären sie wohl verloren. Allein gegen mögliche Bombensplitter, manchmal 20 bis 30 Zentimeter lang, sind sie da unten einigermaßen geschützt.

„Arbeitsgemeinschaft Ukraine-Chemnitz-Europa e.V.“ nennt sich Smalkos Verein offiziell. Gegründet wurde er 2014, just in dem Jahr also, in dem der bewaffnete Konflikt mit den von Russland unterstützten Separatisten im Donbass im Osten des Landes ausbrach. Ziel war humanitäre Hilfe für verarmte Menschen in der Ukraine. Das christliche Grundmotiv stehe indessen nicht im Zentrum der öffentlichen Kommunikation des Vereins, sagt Smalko, die jüdische Wurzeln hat.

Die 49-Jährige ist vor wenigen Jahren mit ihrem Mann nach

Deutschland emigriert. Eigentlich arbeitet sie als Modeberaterin. Der große Lagerraum ihres Vereins liegt im Chemnitzer Gewerbegebiet, dessen in die Jahre gekommene Gebäude den Charme der früheren DDR versprühen. Bis zur Decke stapeln sich Kartons, gefüllt mit allem, was Menschen so brauchen: Essgeschirr, Kleidung, Spielzeug und Hygieneartikel.

Die Hilfsgüter sollen an Familien, Seniorenheime und Schulen in sozialen Brennpunkten gehen, sagt Smalko. Es gebe tatsächlich mutige Ukrainer, vor allem Männer, die aus Deutschland für ihr Land in den Krieg ziehen und mitnehmen, was sie vor Ort gebrauchen können. Der Kriegsausbruch hat die Lieferungen aus Chemnitz aber erst einmal deutlich eingeschränkt.

Erneut Kriegsschauplatz

In den Kartons befinden sich auch Medikamente und medizinisches Gerät für eine Kinderkrebstation in der Nähe von Charkow, das im Zweiten Weltkrieg zwischen Deutschen und Sowjets stark umkämpft war, mehrfach den Besitzer wechselte und nach dem Krieg auf blutgetränkter Erde wiederaufgebaut wurde. Heute ist die Stadt im Osten der Ukraine erneut Kriegsschauplatz.

Veronika Smalko führt ein Video vor, in dem eine junge Frau müde in die Kamera lächelt. Sie ist 21, hatte mit 13 einen bösartigen Tumor, der geheilt wurde – bis vor wenigen Jahren kurz nach ihrer Schwangerschaft der Krebs wieder ausbrach. Ob die Erkrankung eine Spätfolge der Reaktorkatastrophe im nahen Tschernobyl ist? Viele munkeln, womöglich bestehe da ein Zusammenhang, denn die junge Frau ist nicht die einzige Patientin ihrer Altersklasse.

In dem Video, das vor Kriegsbeginn aufgenommen wurde, bekommt sie gerade ein Paket aus Deutschland überreicht, dessen Inhalt, vor allem Süßigkeiten, sie bislang nur aus der Fernsehwerbung kannte. Entsprechend groß ist die Überraschung der jungen Mutter, die bei ihrer Oma lebt – wie so viele junge Leute in den Staaten der früheren Sowjetunion. Ihre Eltern haben sich angesichts der sozialen Not getrennt und die Kinder ihrem Schicksal überlassen.



▲ Veronika Smalko, Vorsitzende des Chemnitzer Ukraine-Vereins, versucht, über Telefon und Internet den Kontakt zu ihren Verwandten in der Ukraine zu halten. Ihr Armband und die Tasse sind in den ukrainischen Nationalfarben gehalten.



▲ Russlands Präsident Wladimir Putin frisst die Ukraine: Das Plakat lässt keinen Zweifel, auf welcher Seite des Konflikts der Chemnitzer Verein steht.

„Früher hatten wir eigene Fahrer, heute nicht mehr“, sagt Veronika Smalko. Schon vor dem russischen Einmarsch war es nicht ungefährlich, in den oft abgelegenen Gegenden die jeweiligen Adressaten zu finden. Oft lebten die Familien in einfachen Holzbehausungen an unasphaltierten Wegen oder manchmal auch auf offenem Feld, ohne Strom- und Wasseranschluss.

Als Mensch aus dem Westen glaube man das erst, wenn man es mit eigenen Augen gesehen hat, sagt der Ökonom Roy Müller vom Berliner Internet-Magazin Justament. Müller spricht fließend Russisch und kennt die Ukraine von zahlreichen Reisen, die kaputten Straßen und extremen Wetterlagen. Dazu kommen mitunter Kriminelle, die es in der Vergangenheit immer wieder auf Hilfstransporte abgesehen hatten, sagt er.

Die Pakete des Chemnitzer Vereins wurden daher zuletzt mit kommerziellen Dienstleistern verschickt. Meist seien sie nach zwei bis drei Tagen angekommen, sagt Veronika Smalko. Nun werden viele der Hilfsgüter wohl bald in Polen für die dort täglich einströmenden Flüchtlinge gebraucht. Bis Mitte März waren es bereits 1,2 Millionen. Die Kosten für den Transport, immerhin knapp 1000 Kilometer bis zur Grenze zur Ukraine, hielten sich in Grenzen, heißt es.

„Wir garantieren, dass jeder gespendete Kinderpullover sein Ziel erreicht“, sagt sie auch im Hinblick auf die in ihrer Heimat nicht selten grassierende Selbstbedienungsmentalität. In deren Folge seien in der Vergangenheit immer mal wieder Sachspenden abgezweigt und dann verschachert worden – „oft neben gestohlenen Autos, wertvollen Münzen und geraubtem Elektronik-equipment aus dem Schengen-

Raum“, bestätigt eine Sprecherin des Bundeskriminalamts.

Die Lagerstätte des Vereins ist indes nicht nur ein Aufbewahrungsort für gespendete Haushaltswaren und Heilmittel. Sie ist im weiteren Sinne auch eine Begegnungsstätte für Menschen, die sich für alles Ukrainische interessieren und dabei ein Stück weit in die „Seele“ des großen Landes mit seiner mehr als 1000-jährigen Geschichte eintauchen möchten.

Zu trinken gibt es landestypischen Tee, wahlweise in den Geschmacksrichtungen Apfel, Vanille oder Zimt – so wie in vielen Ländern der früheren Sowjetunion, wo der Samowar das Wohnzimmer ziert wie andernorts die Kaffeemaschine die Küche. Hier im Chemnitzer Gewerbegebiet fließt das duftende Heißgetränk in Tassen mit den ukrainischen Nationalfarben Blau und Gelb.

Dazu passend prangt im Besprechungsraum eine große Landkarte des seit 1991 unabhängigen Landes – neben Fotocollagen, Plakaten und Kinderzeichnungen, auf denen Alltägliches zu sehen ist, auf denen aber auch der Wunsch nach einem friedlichen Zusammenleben in dem Vielvölkerstaat zum Ausdruck kommt. Es ist ein Wunsch, der dieser Tage dringlicher denn je ist.

Enge Familienbande

Dass Kinder, ob deutsche, ukrainische oder russische, einen oft unverblühten, authentischen Blick auf die Wirklichkeit haben, zeigen die Zeichnungen in den Vereinsräumen mit frappierender Ehrlichkeit. „Man beachte, dass sich die Konfliktparteien Russland und die Ukraine kulturell sehr ähnlich sind“, betont Experte Roy Müller. Nicht selten gebe es enge Familienbande zwischen den beiden Ländern.

Die Geschichte der Ukraine reicht zurück bis ins neunte Jahrhundert. Sie war geprägt von Hunger, Ausbeutung und Unterdrückung, aber auch vom Handel und Austausch und vom christlichen Glauben. Seit dem Zusammenbruch des Kommunismus erlebt er eine Wiedergeburt, die bis heute anhält, beobachtet der katholische Theologe und studierte Slawist Florian Hundhammer.

Aller Unterdrückung durch den Kommunismus zum Trotz: Verbindendes Element in der früheren Sowjetunion ist bis heute die orthodoxe Kirche, deren Gotteshäuser, Klöster und Kapellen neben den steinernen Überresten der roten Diktatur Russland und die Ukraine gleichermaßen prägen – noch ein Zeichen dafür, dass hier zwei Brudervölker Krieg gegeneinander führen.

Benedikt Vallendar



▲ Blau und Gelb, die Nationalfarben der Ukraine, sind bei dem Hilfsverein „Ukraine-Chemnitz-Europa“ allgegenwärtig. Fotos: Vallendar



▲ „Je suis l'Ukraine“ (Ich bin die Ukraine) und „Je suis Ukrainien“ (Ich bin Ukrainer): Die Aussagen auf den Plakaten erinnern an die Solidaritätsbekundung „Je suis Charlie“ nach dem Anschlag auf die französische Satirezeitschrift „Charlie Hebdo“ 2015.



▲ Kinderbilder zeigen einen ganz eigenen Blick auf den ukrainisch-russischen Konflikt. Die Zeichnung in der Mitte zeigt „Kinder der Ukraine für Frieden“.

Ihr Geschenk für Jugendliche!

www.youmagazin.com

YOU! MAGAZIN



Begeisterung wecken –
YOU! ist das katholische Magazin für Jugendliche zwischen 12 und 18 Jahren. YOU!Magazin spricht junge Menschen in ihrer Sprache an.

Orientierung geben –
In der Zeit leben und sie mit den Augen des Glaubens sehen. YOU!Magazin greift die Themen auf, die Jugendliche beschäftigen: Stars, Musik, Kino, Liebe, aber auch Fragen zum Glauben und zur Kirche.

Freude schenken –
Verschenken Sie YOU!Magazin zu Ostern, zur Firmung oder einfach so! YOU! erscheint alle zwei Monate und kann als Einzelheft oder als Abonnement bezogen werden.

©Daniel Ernst - stock.adobe.com

Ja, ich verschenke YOU!Magazin

Einzelheft 3,20 EUR

Schnupperabo* 8,10 EUR
6 Monate, 3 Ausgaben
* darüber hinaus bis auf Widerruf

Jahres-Abo* 16,20 EUR

12 Monate, 6 Ausgaben
*nur für Neu-Abonnenten, verlängert sich nach Ablauf automatisch auf das Jahresabo zum Normalpreis

Bitte schicken Sie YOU!Magazin an:

Name, Vorname

Straße, Haus-Nr.

PLZ, Ort

Datum, Unterschrift

X

Bitte ausfüllen und einsenden an: Sankt Ulrich Verlag GmbH, Leserservice, Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg, Telefon 0821/50242-53, Telefax 0821/50242-80, E-Mail: info@youmagazin.com

YOU!Magazin wird mit der nächsten erreichbaren Nummer zugestellt.

Bitte schicken Sie die Rechnung an:

Name des Auftraggebers

Straße, Haus-Nr.

PLZ, Ort

IBAN

BIC

Zahlung per Bankeinzug

gegen Rechnung

Bestellcoupon

STILLE HELDEN HELFEN ANDEREN

„Ich möchte nochmals danken“

Das Patenschafts-Abo ermöglicht in Not geratenen Lesern den weiteren Bezug

AUGSBURG (jm) – Gerade in Tagen der Not oder gar des Kriegs schlägt die Stunde der Helden: mutige Helfer, die sich nicht ins Bockshorn jagen lassen und anderen beistehen. Manche dieser Helden erlangen großen Ruhm und werden sehr bekannt. Es gibt aber ebenso die stillen Helden: solche, die selbstlos Gutes tun, ohne dass andere groß davon erfahren. Solche stille Helden hat auch unsere Zeitung, fast 100 an der Zahl.

Betreut werden die stillen Helden und jene, denen sie helfen, von Monika Thurl: Seit vielen Jahren ist sie im Vertrieb des Sankt Ulrich Verlags tätig und kennt sich bestens aus mit den Sorgen und Anliegen, die Abonnenten der Katholischen Sonntags-Zeitung oder der Neuen Bildpost haben können. Lächelnd zieht Frau Thurl einen der vielen Ordner auf ihrem Schreibtisch heran – den roten –, schlägt ihn auf, blättert ein wenig und sagt dann nachdenklich: „Es gibt hier sehr viele bewegende Geschichten ...“

Im roten Ordner hat Frau Thurl alles zu einem Thema verzeichnet, das ihr sehr ans Herz gewachsen ist: die Aktion Patenschaftsabo. Zweimal im Jahr lädt unsere Zeitung mit einem Einleger dazu ein. Auf unseren Internetseiten besteht sogar ganzjährig die Möglichkeit, zu einem Paten zu werden: einem stillen Helden, der mit seiner Spende bedürftigen Menschen den Bezug unserer Zeitung ermöglicht.

„Es gibt sogar große Wohltäter, die spenden gleich den dreifachen Betrag!“, weiß die rührige Vertriebsmitarbeiterin. Durch die Übernahme der Kosten für drei Halbjahres-Abonnements kommen also drei



▲ Monika Thurl (vorne) und Vertriebs- und Marketingleiterin Karola Ritter sind stolz auf die fast 100 stillen Helden, die ein Patenschaftsabo übernommen haben. Die Aktion hilft zielgerichtet in Not geratenen Menschen. Foto: Müller

Bedürftige, die sich sonst keine Zeitung leisten könnten, in den Genuss der wöchentlichen Lektüre. „Ich finde, es gehört zur Würde des Menschen, dass er eine Zeitung hat“, sagt Frau Thurl.

Sie betreut nicht nur die Spender, sondern kümmert sich auch ganz persönlich um mögliche Adressaten der Hilfe, wofür ihr Vertriebs- und Marketingleiterin Karola Ritter sehr dankbar ist: So erhält Monika Thurl beispielsweise Schreiben langjähriger Abonnenten, die arbeitslos geworden sind oder wegen Tod des Ehepartners nicht mehr genug Rente beziehen. Durch Corona, so ha-

ben die beiden Vertriebs-Expertinnen vielfach erlebt, ist die Zahl der Notleidenden deutlich gestiegen.

„Keineswegs wird das Patenabo sinnlos gestreut“, sagt Monika Thurl. „Ja, es wird sehr genau ausgesucht“, ergänzt ihre Chefin. Wie genau, zeigen zu Herzen gehende Reaktionen: „Liebe Frau Thurl! Ich möchte nochmals danken für das Jahr mit der kostenlosen Sonntags-Zeitung. Es war sehr schön!“ Ein Gefängnis-Seelsorger schreibt: „Sehr geehrte Frau Thurl, von ganzem Herzen darf ich Ihnen Vergelt's Gott sagen für die Patenabos. Die Gefangenen und ich freuen sich riesig.“

Besonders groß ist die Freude in unserem Vertrieb immer dann, wenn Menschen eine schwere Zeit glücklich überstanden haben und das Abo nun wieder selbst zahlen können.

Weitere Informationen

Wer sich einreihen will unter die fast 100 stillen Helden, der findet die nötigen Hinweise im Internet unter: www.katholische-sonntagszeitung.de und www.bildpost.de. Telefonische Auskunft ist möglich unter 0821/50242-53. Ein Bestellformular gibt es unter Sankt Ulrich Verlag GmbH, Postfach 111920, 86044 Augsburg.

*Bereiten Sie
bedürftigen Menschen
eine Freude durch
eine Patenschaft!*



AUSGEHEND VON MONTECASSINO

Mäßige Strenge fürs Abendland

Er gilt als der Begründer des Mönchtums: Vor 1475 Jahren starb der heilige Benedikt

Viele verehren ihn als den „Vater des Abendlands“. Ein Historiker dagegen vertritt die Auffassung, es handle sich um eine Kunstfigur: Vor 1475 Jahren starb der Überlieferung zufolge der Ordensgründer Benedikt von Nursia.

Er gilt als Gründer des Benediktinerordens, wird in der katholischen, orthodoxen und armenischen Kirche als Heiliger verehrt und trägt seit einigen Jahrzehnten sogar den Titel „Patron Europas“. Am 21. März 547 starb Benedikt von Nursia – wenn man der Überlieferung glaubt. Geboren wurde Benedikt um 480 als Sohn einer reichen Familie in Nursia, dem heutigen Norcia, etwa 150 Kilometer nördlich von Rom. Seine Zwillingsschwester Scholastika wurde später ebenfalls als Heilige verehrt.

Nach der Schulzeit schickten ihn seine Eltern zum Studium nach Rom. Doch der junge Mann war angewidert von der Dekadenz des Lebens in der Stadt. Nach kurzer Zeit gesellte er sich zu einer Gruppe von

Einsiedlern, die in den Bergen wohnte. Als ihm auch das zu viel wurde, zog er sich in eine Höhle bei Subiaco, östlich von Rom, zurück. Drei Jahre lebte er dort in Einsamkeit.

Viele Menschen kamen, um den Eremiten zu sehen. Als ihn die Mönche eines nahegelegenen Klosters baten, ihr Vorsteher zu werden, nahm er an und wollte das Leben der Gemeinschaft neu ordnen. Doch seine Strenge missfiel den Brüdern – so sehr, dass sie versuchten, ihn mit vergiftetem Wein umzubringen.

Kloster wird zur Keimzelle

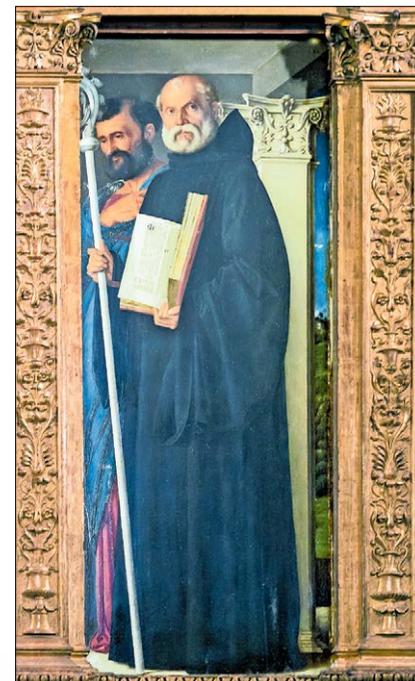
Benedikt kehrte wieder in die Gegend von Subiaco zurück und rief mehrere kleine Klöster ins Leben. Hier kam es erneut zu Konflikten. So zog er 529 mit einer kleinen Schar treuer Anhänger auf den 80 Kilometer südöstlich gelegenen Montecassino und gründete dort erneut ein Kloster, das bis heute als

Der heilige Benedikt auf einem Gemälde von Giovanni Bellini in der Kirche Santa Maria Gloriosa dei Frari in Venedig.

Keimzelle aller Benediktinerklöster gilt.

Für das Zusammenleben der Gemeinschaft schrieb er seine berühmte Ordensregel, die sich – diesmal – durch eine gemäßigte Strenge auszeichnete. Sie wurde im Lauf der Jahrhunderte von immer mehr Klöstern übernommen.

Bei der einheimischen Bevölkerung war Benedikt sehr beliebt. Er verteilte Almosen und Nahrung an die Armen. Auch Heilungen und Totenerweckungen werden ihm zugeschrieben. Er starb, so erzählt es die Legende, am 21. März 547, in Montecassino, während er stehend am Altar der Klosterkirche betete.



Bis heute berufen sich zahlreiche christliche Klöster und Gemeinschaften auf den Heiligen und die ihm zugeschriebene Ordensregel. Weltweit zählen die Benediktiner rund 7500 Mönche sowie etwa 13000 Nonnen und Schwestern. Daneben gibt es zahlreiche weitere Klöster und Gemeinschaften, die nach der Regel Benedikts leben.

Von den Mönchen fordert er darin etwa den Verzicht auf Eigentum sowie Schweigen, Demut, Keuschheit und Gehorsam. Wesentlich sind auch der Grundsatz der Ortsbeständigkeit und die herausgehobene Stel-



Die von Benedikt gegründete Abtei Montecassino – hier der „Kreuzgang der Wohltäter“ – gilt als Keimzelle des Benediktinerordens.

lung des Abtes. Der vielfach zitierte Grundsatz „Ora et labora“ (Bete und arbeite) geht im Wortlaut nicht auf den Ordensgründer selbst zurück. Er kam erst im Spätmittelalter auf und bringt den Geist seiner Regel auf den Punkt. Im gesellschaftlichen Leben fand vor allem Benedikts Prinzip des Maßhaltens Anerkennung. So wird seine Regel heute etwa auch in Bestsellern als Richtschnur für intelligenten Wirtschaften propagiert.

Bei der Wiedereinweihung der im Zweiten Weltkrieg zerstörten Abtei Montecassino 1964 erhob Papst Paul VI. Benedikt zum Patron Europas. In jüngster Zeit trug mit Benedikt XVI. zum wiederholten Male ein Papst den Namen des Ordensgründers, der übersetzt „der Gesegnete“ bedeutet.

„Eine Art Kunstfigur“

Einziges Zeugnis von Benedikts Leben sind die „Dialoge“ – verfasst im Jahr 590 von Papst Gregor dem Großen, der selbst nach der Benediktregel lebte. Weil es darüber hinaus keine Quellen gibt, hält der Historiker Johannes Fried den gefeierten Heiligen für „eine Art Kunstfigur, an die man sich wie an eine historische Gestalt erinnert“.

Gregors Lebensbeschreibung habe mit einer herkömmlichen Heiligenvita nichts zu tun, sagte er 2010 in einem Interview. Die Geschichte sei in der „Sprache des Mythos“ verfasst und eher „symbolisch stilisiert“, fand Fried, der bis 2000 Vorsitzender des deutschen Historikerverbands war und als einer der führenden Mittelalterhistoriker Deutschlands gilt. Viele seiner Kollegen jedoch bestritten die These heftig und halten an der Existenz Benedikts fest. *Michael Althaus*



KATHARINA VON SIENA

Eine Frau überzeugt den Papst

Vor 675 Jahren wurde eine der größten Mystikerinnen der Kirche geboren

Katharina von Siena hatte bereits als kleines Mädchen erste Visionen. Durch eine radikale Hinwendung zu einem geistlichen Leben wurde sie zu einer einflussreichen Predigerin, Ratgeberin und Mahnerin für die Kirche. Nach ihrem Tod erhob man sie zur Schutzpatronin Italiens und Europas.

Bis heute beschäftigen sich zahlreiche Publikationen mit Katharinas Wirken. In ihrer Bedeutung wird sie darin mit berühmten Kirchengelahrten wie den Heiligen Augustinus und Thomas von Aquin verglichen. Sowohl die römisch-katholische, als auch die anglikanische sowie die evangelische Kirche widmen ihr Gedenktage.

Auch in der Kunst ist die Mystikerin aus dem Mittelalter oft dargestellt worden – unter anderem von Malern wie Giorgio Vasari und Giovanni Battista Tiepolo, der sie als Stigmatisierte malte (*Bild unten: gem*). Filme und Fernsehdokumentationen erzählen über sie. Ebenso kann, wer nach Siena reist, dort das Haus ihrer Geburt besichtigen, das heute ein Museum ist.

Verarmt, aber kinderreich

In der toskanischen Stadt wurde Katharina am 25. März 1347 als Kind der verarmten Adelsfamilie Benincasa geboren und auf den Namen Caterina getauft. Sie war das zweitjüngste Kind ihrer Eltern – und hatte 24 Geschwister. Der Vater war verarmt und verdiente den Unterhalt für seine Großfamilie als Wollfärber. Eine Schulbildung für ihre Kinder konnte sich die Familie nicht leisten. Durch die Pest starben mehrere Geschwister in jungen Jahren.

Katharina hatte als Sechsjährige ihre erste Vision. Daraufhin suchte sie verstärkt die Einsamkeit und gelobte bald der Gottesmutter ewige Jungfräulichkeit. Als Jugendliche widersetzte sie sich erfolgreich der elterlichen Heiratsvermittlung. Im Elternhaus quartierte sich das Mädchen in eine Zelle ein, wo es sich harten Bußübungen bis hin zur Selbstgeißelung unterzog.

Nach neuerlichen Visionen, in denen sie unter anderem den heiligen Dominikus gesehen haben soll, verstand sie sich selbst als Dominikanerin. Sie legte das Ordensgewand an und trat in den Dienst der Mitmenschen, um Kranken in Spitälern, Armen und Gefangenen

zu helfen. Als tätige Christin und Visionärin wurde sie mit den Jahren für viele zur „geistlichen Mutter“.

Der Dominikanerpater Raimund von Capua wurde Katharinas Beichtvater und Berater. Auch begann sie, ihre Visionen und Überlegungen zu Kirchenfragen zur Niederschrift zu diktieren, und hielt öffentliche Ansprachen. Mit Kritik an den damaligen Missständen sparte sie nicht.

Zur Rückkehr aufgefordert

Ihr Ruf verbreitete sich schließlich in ganz Europa – Menschen aus vielen Ländern fragten sie um Rat. Papst Gregor XI. (1370 bis 1378), der in Avignon in sein Amt gewählt worden war, forderte sie zur Rückkehr vom dortigen Papstszitz nach Rom auf. Ihm warf Katharina „mangelnden Seeleneifer, Schlappheit und Selbstsucht“ vor.

In einem ihrer Briefe an ihn heißt es: „Sorgen Sie für gute Hirten und Vertreter in ihren Städten! ... Wählen Sie immer würdige Männer! Tun Sie das nicht, wäre das ein großes Vergehen gegen Gott und ein Verderben für die heilige Kirche.“

Mit eindringlichen Worten beschwor die Mystikerin den Pontifex, grundlegend durchzugreifen: „Sie sollten im Garten der heiligen Kirche die stinkenden Bäume ausrotten, die voll Schmutz und Gier und von Stolz aufgeblüht sind. Das sind die schlechten Hirten, die den Garten verpesteten und ihn verfäulen lassen. Ach, wie sehr muß man sich schämen, wenn man jene, die ein Vorbild in freiwilliger Armut sein und das Kirchengut an die Armen verteilen sollten, in den Kostbarkeiten, im Pomp und in der Eitelkeit der Welt schwelgen sieht ... Zu Schmarotzern und Blutsaugern sind sie geworden, statt zu Bekehrern.“

Vorwürfe der Ketzerei

Dank ihrer Visionen und der unter anderem darin begründeten geistigen sowie moralischen Autori-

tät sowie der wachsenden Anhängerschaft erhielt ihr Ansinnen Gewicht. Wohl wegen des durch ihr öffentliches Auftreten entstandenen Aufsehens und ihrer immer größeren Bekanntheit wurde sie 1374 vor das Generalkapitel des Dominikanerordens nach Florenz geladen; dabei wurden gegen sie vorgebrachte Vorwürfe – wahrscheinlich unterstellte man ihr Ketzerei – fallen gelassen.

Zwei Jahre später reiste sie nach Avignon, wo es ihr gelang, Gregor XI. zu dem von ihr lange geforderten Schritt zu bewegen. Danach unterstützte sie den reformbereiten Papst Urban VI. (1378 bis 1389) und übersiedelte auf dessen Wunsch von Siena nach Rom. Für die kriselnde Papstkirche und die kritisierten Missstände rang sie um Lösungen. Doch benutzten die Kirchenfürsten die Hoffnungsträgerin der einfachen Gläubigen auch zur Ruhestellung der Massen.

Wie eine Heilige verehrt

Katharina gründete noch ein Reformkloster für Frauen, schloss ihr Werk „Dialog von der göttlichen Vorsehung“ ab – und starb, mitten in ihrem kirchenpolitischen Engagement, im Alter von 33 Jahren am 29. April 1380 in Rom. Ihre letzte Ruhe fand sie in der Kirche Santa Maria sopra Minerva in Rom, wo sie die Gläubigen bald wie eine Heilige zur Abwehr von Unheil und Krankheiten anriefen.

1461 wurde Katharina von Siena heiliggesprochen. Im 20. Jahrhundert folgte ihre Erhebung zur Schutzpatronin Italiens und 1970 durch Papst Paul VI. (1963 bis 1978) zur Kirchenlehrerin. Von den von ihr diktierten Briefen sind 380 erhalten. Sie gelten als bedeutende Zeitzeugnisse und wurden bis in die Gegenwart mehrfach verlegt. Im Rahmen der 2019 abgeschlossenen Gesamtausgabe ihrer Schriften wurden acht Ausgaben veröffentlicht.

Martin Stolzenau



18 „Vivat unser kühlgrünes Deutschland da hinter den Bergen!“, rief der Maler aus und trank dazu aus der Weinflasche, die er mir dann hinreichte. Ich tat ihm höflich Bescheid und grüßte in meinem Herzen die schöne Heimat in der Ferne noch viel tausendmal.

Der Maler aber hatte unterdes das hölzerne Gerüst, worauf ein sehr großes Papier aufgespannt war, näher an das Fenster herangerückt. Auf dem Papiere war bloß mit großen schwarzen Strichen eine alte Hütte gar künstlich abgezeichnet. Darin saß die Heilige Jungfrau mit einem überaus schönen, freudigen und doch recht wehmütigen Gesichte. Zu ihren Füßen auf einem Nestlein von Stroh lag das Jesuskind, sehr freundlich, aber mit großen, ernsthaften Augen. Draußen auf der Schwelle der offenen Hütte aber knieten zwei Hirtenknaben mit Stab und Tasche.

„Siehst du“, sagte der Maler, „dem einen Hirtenknaben da will ich deinen Kopf aufsetzen, so kommt dein Gesicht doch auch etwas unter die Leute, und, will's Gott, sollen sie sich daran noch erfreuen, wenn wir beide schon lange begraben sind und selbst so still und fröhlich vor der Heiligen Mutter und ihrem Sohne knien wie die glücklichen Jungen hier.“

Darauf ergriff er einen alten Stuhl, von dem ihm aber, da er ihn aufheben wollte, die halbe Lehne in der Hand blieb. Er passte ihn geschwind wieder zusammen, schob ihn vor das Gerüst hin, und ich musste mich nun darauf setzen und mein Gesicht etwas von der Seite nach dem Maler zu wenden.

So saß ich ein paar Minuten ganz still, ohne mich zu rühren. Aber ich weiß nicht, zuletzt konnte ich's gar nicht recht aushalten, bald juckte mich's da, bald juckte mich's dort. Auch hing mir gerade gegenüber ein zerbrochener halber Spiegel, da musst' ich immerfort hineinschauen und machte, wenn er eben malte, aus Langerweile allerlei Gesichter und Grimassen. Der Maler, der es bemerkte, lachte endlich laut auf und winkte mir mit der Hand, dass ich wieder aufstehen sollte. Mein Gesicht auf dem Hirten war auch schon fertig und sah so klar aus, dass ich mir ordentlich selber gefiel.

Er zeichnete nun in der frischen Morgenkühle immer fleißig fort, während er ein Liedchen dazu sang und zuweilen durch das offene Fenster in die prächtige Gegend hinausblickte. Ich aber schnitt mir unterdes noch eine Butterstolle und ging damit vergnügt im Zimmer auf und ab und besah mir die Bilder, die an der Wand aufgestellt waren.

Joseph von Eichendorff AUS DEM LEBEN EINES TAUGENICHTS



Der Taugenichts sieht im Garten eine schlanke Gestalt davonspringen und ist sich sicher: das war seine schöne Frau. Doch sie ist geschwind im Haus verschwunden und kommt nicht wieder heraus, obwohl er auf seiner Geige alle Lieder zum Besten gibt, die er damals im Schlossgarten gespielt hatte. Traurig gibt er auf und sinnt darüber nach, wohin er sich nun wenden soll. Da spricht ihn ein junger Maler aus Deutschland an und lädt den Taugenichts ein, mit ihm zu kommen.

Zwei darunter gefielen mir ganz besonders gut. „Habt Ihr die auch gemalt?“, frug ich den Maler. „Warum nicht gar!“, erwiderte er, „die sind von den berühmten Meistern Leonardo da Vinci und Guido Reni – aber da weißt du ja doch nichts davon!“

Mich ärgerte der Schluss der Rede. „Oh“, versetzte ich ganz gelassen, „die beiden Meister kenne ich wie meine eigne Tasche.“ – Da machte er große Augen. „Wieso?“, frug er geschwind. „Nun“, sagte ich, „bin ich nicht mit ihnen Tag und Nacht fortgereist, zu Pferde und zu Fuß und zu Wagen, dass mir der Wind am Hute pff, und hab sie alle beide in der Schenke verloren und bin dann allein in ihrem Wagen mit Extrapost immer weiter gefahren, dass der Bombenwagen immerfort auf zwei Rädern über die entsetzlichen Steine flog, und“ – „Oho! Oho!“, unterbrach mich der Maler und sah mich starr an, als wenn er mich für verrückt hielte.

Dann aber brach er plötzlich in ein lautes Gelächter aus. „Ach!“, rief er, „nun versteh ich erst, du bist mit zwei Malern gereist, die Guido und Leonhard hießen?“ Da ich das bejahte, sprang er rasch auf und sah mich nochmals von oben bis unten ganz genau an. „Ich glaube gar“, sagte er, „am Ende – spielst du die

Violine?“ – Ich schlug auf meine Rocktasche, dass die Geige darin einen Klang gab. – „Nun wahrhaftig“, versetzte der Maler, „da war eine Gräfin aus Deutschland hier, die hat sich in allen Winkeln von Rom nach den beiden Malern und nach einem jungen Musikanten mit der Geige erkundigen lassen.“

„Eine junge Gräfin aus Deutschland?“, rief ich voller Entzücken aus, „ist der Portier mit?“ – „Ja, das weiß ich alles nicht“, erwiderte der Maler, „ich sah sie nur einige Mal bei einer Freundin von ihr, die aber auch nicht in der Stadt wohnt. – Kennst du die?“, fuhr er fort, indem er in einem Winkel plötzlich eine Leinwanddecke von einem großen Bilde in die Höhe hob.

Da war mir's doch nicht anders, als wenn man in einer finsternen Stube die Laden aufmacht und einem die Morgensonne auf einmal über die Augen blitzt, es war – die schöne gnädige Frau! – Sie stand in einem schwarzen Samtkleide im Garten und hob mit einer Hand den Schleier vom Gesicht und sah still und freundlich in eine weite, prächtige Gegend hinaus. Je länger ich hinsah, je mehr kam es mir vor, als wäre es der Garten am Schlosse, und die Blumen und Zweige wiegen sich leise im Winde, und unten in der Tiefe sähe ich mein Zoll-

häuschen und die Landstraße weit durchs Grüne und die Donau und die fernen blauen Berge.

„Sie ist's, sie ist's!“, rief ich endlich, erwischte meinen Hut und rannte rasch zur Tür hinaus, die vielen Treppen hinunter, und hörte nur noch, dass mir der verwunderte Maler nachschrie, ich sollte gegen Abend wiederkommen, da könnten wir vielleicht mehr erfahren!

Achtes Kapitel

Ich lief mit großer Eilfertigkeit durch die Stadt, um mich sogleich wieder in dem Gartenhaus zu melden, wo die schöne Frau gestern Abend gesungen hatte. Auf den Straßen war unterdes alles lebendig geworden, Herren und Damen zogen im Sonnenschein und neigten sich und grüßten bunt durcheinander, prächtige Karossen rasselten dazwischen, und von allen Türmen läutete es zur Messe, dass die Klänge über dem Gewühle wunderbar in der klaren Luft durcheinander hallten.

Ich war wie betrunken von Freude und von dem Rumor und rannte in meiner Fröhlichkeit immer gerade fort, bis ich zuletzt gar nicht mehr wusste, wo ich stand. Es war wie verzaubert, als wäre der stille Platz mit dem Brunnen und der Garten und das Haus bloß ein Traum gewesen und beim hellen Tageslichte alles wieder von der Erde verschwunden.

Fragen konnte ich nicht, denn ich wusste den Namen des Platzes nicht. Endlich fing es auch an, sehr schwül zu werden, die Sonnenstrahlen schossen recht wie sengende Pfeile auf das Pflaster, die Leute verkrochen sich in die Häuser, die Jalousien wurden überall wieder zugemacht, und es war auf einmal wie ausgestorben auf den Straßen. Ich warf mich zuletzt ganz verzweifelt vor einem schönen, großen Hause hin, vor dem ein Balkon mit Säulen breiten Schatten warf, und betrachtete bald die stille Stadt, die in der plötzlichen Einsamkeit bei heller Mittagsstunde ordentlich schauerlich aussah, bald wieder den tiefblauen, ganz wolkenlosen Himmel, bis ich endlich vor großer Ermüdung gar einschlummerte.

► Fortsetzung folgt

Joseph von Eichendorff
Aus dem Leben
eines Taugenichts
© Hamburger
Lesehefte Verlag
ISBN:
978-3-8729-004-2



Acht Ideen für die Fastenzeit

Weniger Plastik, weniger Smartphone – oder einfach mal weniger jammern?

In der Fastenzeit entscheiden sich viele Menschen bewusst für Verzicht. Fasten kann das Leben verändern – oder zumindest die noch verbleibenden Tage vor Ostern.

Im Januar schlossen sich überwiegend junge Menschen der Aktion „Veganuary“ an und lebten einen Monat lang vegan. Auf Internet-Plattformen wie Instagram warb die Gesundheitskampagne „Dry January“ für vier Wochen ohne Alkohol. Ein Blick in die Sozialen Netzwerke zeigt: Verzicht ist auch in Corona-Zeiten angesagt und hat viele Gesichter.

Die christliche Fastenzeit dauert 40 Tage – so lange, wie Jesus der biblischen Überlieferung nach in der Wüste gelebt hat. Anders als früher wird den Gläubigen heute nicht mehr detailliert vorgeschrieben, worauf sie von Aschermittwoch bis Karsamstag verzichten sollen. Es bleibt ihnen selbst überlassen, ob und wie sie sich auf Ostern vorbereiten.

Im Verzicht liegt die Chance, lästige Gewohnheiten abzulegen und scheinbar Selbstverständliches wieder schätzen zu lernen. Deshalb gibt es viel mehr Möglichkeiten, als auf Süßigkeiten zu verzichten. Ein paar Vorschläge, die auch jetzt noch umgesetzt werden können:

Smartphone-Fasten: Die Corona-Pandemie hat gezeigt, wie wichtig das Smartphone ist – um auch unter erschwerten Bedingungen Kontakt zu den Liebsten zu halten. Trotzdem nehmen Messenger-Dienste, Soziale Netzwerke und Spiele auf dem Handy viel Zeit in Anspruch. Ein möglicher Fastenvorsatz wäre, sich ein Zeitlimit für den Handykonsum zu setzen. Dafür kann man im Vorfeld die eigene Nutzung des Smartphones über einen bestimmten Zeitraum beobachten. Verschiedene Apps messen im Hintergrund beispielsweise die



▲ Öfter mal mit dem Rad zur Arbeit zu fahren, schont die Umwelt, kostet aber viele Menschen Überwindung. Die Fastenzeit kann dafür ein guter Anlass sein. Fotos: gem

tägliche Bildschirmzeit oder auch die Display-Berührungen. Weniger Zeit am Handy kann bedeuten: mehr Zeit für die „echte Welt“.

Plastik-Fasten: Ein Blick in den Kühlschrank zeigt oftmals Joghurts in Plastikbechern, Milch in Kartons und verpacktes Gemüse. In der Fas-

tenzeit auf Essens-Lieferdienste zu verzichten und unverpackt einzukaufen, ist gut für die eigene Ernährung und gut für die Umwelt. Sich selbst ein „Müll-Limit“ zu setzen, kann dabei helfen, den eigenen Wochenverbrauch nicht aus den Augen zu verlieren.

Verkehrsmittel-Fasten: Manche Menschen sind auf das Auto angewiesen, viele aber auch nicht – und sie nutzen es trotzdem täglich. All diejenigen könnten in der Fastenzeit auf öffentliche Verkehrsmittel zurückgreifen oder mit dem Rad zur Arbeit fahren. Vor allem in größeren Städten ist das Fahrrad oft sogar das schnellere Fortbewegungsmittel. Außerdem macht die kühle Luft am Morgen wach.

Suchtmittel-Fasten: Zu den Fasten-Klassikern zählen der Verzicht auf Süßigkeiten, Alkohol oder Zigaretten. Wer sich gesund ernährt, wenig Alkohol trinkt und nicht raucht, könnte einmal den eigenen Kaffee-Konsum unter die Lupe nehmen. Das heißt, auf die eine oder andere Tasse zu verzichten – oder zum Beispiel auch darauf zu achten, dass der Kaffee fair gehandelt ist.

Konsum-Fasten: Eine weitere Option wäre, nur Notwendiges zu kaufen und das eigene Konsumverhalten zu hinterfragen. Das betrifft unter anderem den Kauf neuer Kleidung. Stattdessen könnte der Kleiderschrank ausgemistet werden: Manches alte Teil wird vielleicht als neues Lieblingsstück wiederentdeckt, anderes kann gespendet werden.

Serien-Fasten: Wer abends zu lange vor dem Fernseher oder Laptop sitzt und Serien schaut, kommt am nächsten Tag schwer aus dem Bett. Auch für Filmliebhaber gilt, dass ein konkretes Zeitfenster und Zeitlimit für Plattformen oder DVD-Sammlungen mehr Zeit für andere Dinge schafft.

Jammer-Fasten: Menschen dürfen wütend und traurig sein und sie dürfen jammern. Wenn ständiges „Nörgeln“ über den Alltag, den Job oder die Beziehung jedoch zum Dauerzustand wird, dann sollte sich etwas ändern. Dafür kann die Fastenzeit ein guter Anlass sein. Eine Zeitlang bewusst nicht zu jammern, kann helfen, die schönen Dinge des Alltags bewusster wahrzunehmen.

Fleisch-Fasten: Es muss nicht gleich der Verzicht auf alle tierischen Produkte sein. Kommt allerdings mehrmals die Woche Fleisch auf den Teller, kann das in der Fastenzeit dem Gemüse weichen. Wer sich ohnehin fleischlos ernährt, kann alternativ zum Beispiel auf Lebensmittel mit langen Transportwegen verzichten. Dazu zählen zum Beispiel Avocados und Bananen.

Beate Laurenti

Wer in den Wochen vor Ostern bewusst auf Plastik verzichtet, tut Gutes für die Umwelt. Vielleicht wird das bewusstere Einkaufen sogar über die Fastenzeit hinaus zur Gewohnheit.



In die Gegenwart zurückholen

Die aktuellen Kriegsbilder können bei Senioren alte Traumata reaktivieren

Nicht nur Kinder haben Probleme, die verstörenden Bilder und Nachrichten aus der Ukraine einzuordnen. Bei Menschen, denen der Zweite Weltkrieg ihre Kindheit genommen hat, können alte Wunden aufbrechen.

Nächte im Luftschutzkeller, zerstörte Häuser und ganze Trümmerlandschaften, Bilder von zerfetzten Menschen und Tieren – wer einmal einen Krieg erlebt und überlebt hat, den verfolgen die schrecklichen Eindrücke und Erlebnisse oft ein Leben lang. Noch immer leben hierzulande rund fünf Millionen Deutsche, deren Kindheit von den Schrecken des Zweiten Weltkriegs geprägt war. „Nie wieder Krieg“ hatten sich die Überlebenden 1945 geschworen. Fassungslos und verstört verfolgen sie nun die aktuellen Nachrichten aus der Ukraine. Wie kann man ihnen helfen?

Beruhigen und ablenken

Akut gehe es vor allem darum, die alten Menschen zu beruhigen und mit etwas Schönerem abzulenken, sagt Sabine Bode, Expertin für das Thema seelische Kriegsfolgen und Autorin mehrerer Bücher zu den Themen Kriegskinder und -enkel. „Im Prinzip ist es das, was auch Kinder brauchen, wenn sie zutiefst erschüttert wurden. Bei Kindern wie auch bei alten Menschen kann das schon ein heißer Kakao sein, vor allem aber körperliche Nähe“, sagt die Kölner Journalistin.

Dabei sollte man selbst „innerlich ruhig und ohne jeden Zeitdruck“ sein. Beschwichtigen dagegen beruhige die Menschen nicht, „es bewirkt sogar das Gegenteil“. Angehörige und stationäre Pflegekräfte seien meist überfordert mit der Situation und könnten das nicht leisten, stellt Bode fest.

Zugleich kommt es auf den Betroffenen und auf die Beziehung zu den Menschen in seinem Umfeld an, ob eine Verarbeitung des Erlebten gelingen konnte und kann. Wenn alte Menschen sich durch die jüngsten Nachrichten nicht mehr beruhigen könnten, deutet dies für Bode darauf hin, dass frühe seelische Kriegsverletzungen nur schlecht verarztet sind und Wunden wieder aufbrechen. Hier könnten Seelsorger, Ärzte und Psychotherapeuten eine gute Adresse sein.

Dass Gespräche über das Erlebte in einem geschützten Raum ent-



▲ Die bedrückenden Bilder aus der Ukraine können bei Menschen, die den Zweiten Weltkrieg miterlebt haben, alte Wunden aufbrechen lassen. Foto: Imago/Westend61

lasten können, weiß auch Martina Böhmer, Fachberaterin für geriatrische Psychotraumatologie. Es gelte dabei feinfühlig zu beobachten, ob das Sprechen über den Krieg dem Gegenüber guttut – oder zu sehr aufwühlt. Man sollte dabei unterscheiden zwischen alten Bildern, die in dem Menschen hochkommen, und der Wirklichkeit im Hier und Jetzt. „Wenn sie die Nachrichten sehen, sind sie ja nicht selbst im Kriegsgeschehen in der Ukraine.“ Den Angehörigen oder einer Pflegekraft rät sie, sensibel bei dem alten Menschen nachzufragen: „Was hast Du selbst erlebt? Was macht Dir Angst? Wie kann ich Dir helfen, damit Du Dich jetzt besser fühlst?“

Berichte über die Ereignisse in der Ukraine können aus Sicht von Christine Sowinski, Diplom-Psychologin beim Kuratorium Deutsche Altershilfe, auch eine „Brücke zu einem Gespräch“ sein. Dabei sei es hilfreich, durch gezieltes Nachfragen „an die Lebenserfahrungen der Menschen anzuknüpfen“.

So könne man zum Beispiel fragen, was der alte Mensch in der Situation in Kiew machen würde, ob er fliehen oder einen Bunker aufsuchen würde und was dabei zu beachten sei. „Dadurch kommen die Menschen vom passiven Leiden zu ihren Kompetenzen“, sagt Sowinski. Wenn der Betroffene mit Abwehr auf das Thema reagiert, sollte

aber kein Gespräch aufgezwungen werden.

Wenn alte Menschen das Kriegsgeschehen in der Ukraine verfolgen, besteht aus Sicht von Beraterin Böhmer die Gefahr der Retraumatisierung, „das Verschwimmen des Geschehens im Fernseher mit der eigenen Geschichte“. Auslöser können Reize wie Gerüche, Szenen oder eine Stimme sein. Eine Retraumatisierung sei daran zu erkennen, dass sich das Verhalten des Menschen ändere: Entweder sei er sehr aufgeregt, gestresst und habe eine veränderte Atmung. Oder er geht aus dem Augenkontakt, driftet ab, ist innerlich woanders und wirkt wie abgespalten.

In diesem Fall sollten Angehörige oder Pflegekräfte den alten Menschen ansprechen und behutsam „zurück ins Hier und Jetzt holen“, etwa indem er eingeladen wird, den Ort zu beschreiben, an dem er sich gerade befindet. Oder indem der Person gespiegelt wird: „Schau mal, du bist hier, die Sonne scheint in dein Zimmer, und draußen singen die Vögel“.

Um einen traumatisierten Menschen wieder in Kontakt mit der Gegenwart zu bringen, können auch taktile Reize helfen – etwa ein Eiswürfel, der über den Handrücken geführt wird. Unterstützen können aus Böhmers Erfahrung auch spezielle Imaginationsübungen, bei denen sich ein traumatisierter Mensch einen sicheren Ort vorstellt, an dem ihm nichts widerfahren kann.

Schönes entgegensetzen

„Angehörige können Senioren dabei unterstützen“, sagt Böhmer. Denn „durch das Verfolgen der Nachrichten entstehen furchtbare innere Bilder – diesen kann man gute Bilder entgegensetzen“. Das helfe im Übrigen jedem Menschen, sich von den Kriegsbildern zu distanzieren.

Alte Menschen, die sehr unter den Bildern der jüngsten Kriegsergebnisse leiden, sollten sich auch nicht scheuen, therapeutische Hilfe zu suchen. In jedem Alter kann sich eine Therapie lohnen, sagt Böhmer. In Köln arbeitet sie in der Beratungsstelle „Paula e.V.“ für Frauen ab 60 Jahren und hilft ihnen, belastende Lebenserlebnisse aufzuarbeiten. „Es kommen auch alte und hochaltrige Frauen zu uns. Seniorinnen mit Mitte 90 sind keine Seltenheit.“

Angelika Prauß

Perspektiven für die Zukunft

Sozialethikerin: Gesellschaft ist zu großer Hilfe und Solidarität fähig und bereit

Der Ukraine-Krieg hat auch hierzulande weitreichende Auswirkungen, wie die explodierenden Energiekosten zeigen. Im Interview spricht die Freiburger Sozialethikerin Ursula Nothelle-Wildfeuer über Voraussetzungen der Solidarität und Perspektiven für eine zukunftsgerichtete Wirtschaft.

Frau Professorin, in seiner Enzyklika „Fratelli tutti“ (2020) wirbt Papst Franziskus angesichts aktueller Krisen eindringlich für Geschwisterlichkeit über alle Grenzen hinweg. Kann diese Enzyklika in der aktuellen Krise für uns ein Leitstern zum Handeln sein?

Eine Enzyklika ist keine Handlungsanweisung, schon gar nicht für eine so noch nie da gewesene Situation. Trotzdem kann diese Enzyklika jetzt wichtige Impulse geben. Der Papst möchte mit dem Verweis auf die Geschwisterlichkeit das Verständnis vom Menschen – seiner Würde, Freiheit und Individualität – unmissverständlich klar machen und die unverzichtbare Einbettung in den sozialen Kontext aufzeigen. Dieses Menschenbild gilt universell.

Wenn wir dieses zugrunde legen, kann Geschwisterlichkeit auch in Strukturen der Kooperation und konkreten Hilfsmaßnahmen ihren Ausdruck finden. Der Papst wirbt für multinationale Gespräche. Er hat dabei immer das Bild vom Polyeder – einem vielkantigen Würfel – vor Augen, das für ganz viel Vernetzung und Beziehungen steht. Das wäre auch für die aktuelle Kriegssituation anzuwenden: multinationale Gespräche zu führen, Dialog zu versuchen, sich für zivilisatorische Maßnahmen in diesem Krieg stark zu machen. In „Fratelli tutti“ hat der Papst auch den Aspekt der Vergabung betont: nicht nur zwischen Gott und den Menschen, sondern auch die Versöhnung der Menschen untereinander.

Im Ukraine-Krieg zeigen viele Menschen große Solidarität durch Spenden, Hilfsangebote und das In-Kauf-Nehmen höherer Energiekosten. Wie kann man sie motivieren, weiter für die Not sensibel zu bleiben, auch wenn sie selbst finanziell stark belastet werden?

Sowohl die Corona-Pandemie als auch jetzt der Ukraine-Krieg zeigen, dass unsere Gesellschaft zu großer Hilfe und Solidarität fähig und bereit ist. Die Menschen fragen nicht



▲ Professorin Ursula Nothelle-Wildfeuer sagt, dass die Papstencyklika „Fratelli tutti“ in der Ukrainekrise wichtige Impulse geben kann. Foto: KNA

sofort, was sie dafür im Gegenzug materiell oder immateriell zahlen müssen. Sie haben Verständnis für die extremen Spritkosten und Gaspreise, die sich aus den notwendigen Sanktionen für Russland ergeben.

Die Wohlhabenden in unserer Gesellschaft können steigende Preise natürlich leichter wegstecken. Armen Menschen hierzulande muss dabei finanziell geholfen werden. Denn Geschwisterlichkeit und Solidarität können nur gelingen, wenn jene besonders im Blick sind, die auch sonst in unserer Gesellschaft zu den Verlierern gehören oder drohen dazuzugehören. Wenn 100 Milliarden für den Verteidigungshaushalt zur Verfügung gestellt werden, kann es keine Frage sein, dass der Staat Menschen, die hierzulande von den Preissteigerungen besonders betroffen und existenziell bedroht sind, adäquat unterstützt.

Der aktuelle Krieg führt einmal mehr die Schattenseiten der Globalisierung mit der engen Verzahnung von Lieferketten über Länder und Kontinente hinweg vor Augen. Die Sozialenzyklika „Caritas in veritate“ (2009) von Papst Benedikt XVI. hat sich kritisch mit der Globalisierung befasst. Was können wir daraus für die Zukunft lernen?

Die Schatten der Globalisierung sind uns durch die Pandemie – und erst recht durch den Ukraine-Krieg – bewusst geworden. Vieles wird global arbeitsteilig und damit sehr billig hergestellt, und an vielen Stellen sind wir von einer einzigen Lieferkette abhängig. Zugleich ist aber auch deutlich geworden, dass wir unsere hyperkomplexe Gesellschaft nicht einfach auf eine völlig autarke Existenz umstellen können. Das wäre sozialromantisch.

Unser Ziel muss eine resiliente Wirtschaft sein – eine Wirtschaft, die auch autokratischen Gebärden standhalten kann. Hier hilft wieder das Bild vom Polyeder, das für Vernetzung und für Dezentralisierung steht. Mit Blick auf die Energiefrage sollte es nicht nur die Abhängigkeit von einem Lieferanten geben, wir müssen uns multipler aufstellen. Wenn diese globalen Abhängigkeiten wo immer möglich dezentralisiert und reduziert werden, dann erreichen wir auch ein Stück von dem, was dem Papst sowohl in „Laudato si“ (2015) als auch in „Fratelli tutti“ so am Herzen liegt – nämlich die Verbindung von wirtschaftsethischen mit umweltethischen Zielen.

Nicht erst seit der Klimakrise wissen wir, dass wir uns dieses wirtschaftliche „Immer mehr“ und

oft auch reflexhafte Konsumieren nicht mehr leisten können. Welchen Gegenentwurf zum quantitativen Wachstum der vergangenen Jahrzehnte hat die Christliche Sozialethik?

Das ist eine ganz wichtige Frage. Ein alleiniges quantitatives Wachstum nimmt das falsche Ziel in den Blick. Vielmehr müssen wir uns fragen: Welche Ziele sind uns eigentlich wichtig? Dabei kann die Sozialethik einen wichtigen Beitrag leisten. Eine mögliche Antwort: Es geht um ein nachhaltigeres, ganzheitlicheres und genügsames Leben für alle, das Lebensmöglichkeiten für uns und für nachfolgende Generationen erhält. Im Mittelpunkt steht dann nicht das Wachstum an sich, sondern die Frage, wie wir ein solches Ziel gut erreichen können.

Und zwar wie?

Um bei der Energiefrage voran zu kommen, braucht es technologischen Fortschritt, der zwar mittelbar auch Wachstum bedeutet. Aber Wachstum ist nicht das primäre Ziel. Vielmehr geht es darum, etwas weiter zu entwickeln, was dann diesem definierten Ziel dient. Dazu braucht es neben dem Fortschritt eine entsprechende Gesetzgebung, eine Rahmenordnung und eine bestimmte Haltung, etwa Verantwortungsbewusstsein und Genügsamkeit. Dieser Gegenentwurf zum unhinterfragten Wirtschaftswachstum nimmt nicht nur die heutige Gesellschaft, sondern auch die kommenden Generationen in den Blick.

Wie kann dieser Entwurf in die breite Debatte einfließen, wie wir in Zukunft leben möchten?

Wir leben in einer freiheitlichen, pluralistischen Gesellschaft, in der es zwar immer wieder Störfaktoren dieses gesellschaftlichen Diskurses gibt; trotzdem ist diese Debatte öffentlich und wird in vielfältigen Zusammenhängen geführt. Die christliche Sozialethik hat da zwar keine Sonderstellung, sie kann aber das mit guten Argumenten einbringen, was ihr zentral ist. Momentan ist die Gesellschaft an vielen Stellen auf der Suche danach, was über ein rein quantitatives Wachstum hinaus wegweisend sein könnte. In diesem Kanon der Stimmen hat die Kirche – anders als früher – keine spezifische Autorität mehr. Sie muss deshalb ihre Argumente gut und plausibel einbringen und dabei glaubwürdig sein. Interview: Angelika Prauß



▲ Der Wasalauf ist ein beliebtes Skirennen. Beim historischen Vorbild wurde Rebellenführer Gustav Wasa (kleines Bild) zurückgeholt, um einen König zu stürzen.

Vor 100 Jahren

Auf Skiern für die Freiheit

Der „Wasalauf“ initiierte einst den Kampf gegen einen Tyrannen

Er ist eine Ausdauerprüfung und ein einwöchiges skandinavisches Sport-Volksfest, bekannt für seine traditionelle Wegverpflegung, die Blaubeersuppe: Der jährlich am ersten Märzwochenende stattfindende Wasalauf lockt heutzutage Zehntausende begeisterte Skilangläufer an. Gleichzeitig erinnert er an die blutigen Ereignisse rund um den schwedischen Freiheitskrieg.

Seit 1397 standen Schweden und auch Norwegen im Rahmen der Kalmarer Union unter der Herrschaft der dänischen Krone. Doch Schwedens Streben nach Unabhängigkeit wuchs und wurde ab 1513 noch befeuert durch die Thronbesteigung des tyrannischen Dänenkönigs Christian II. Einer der Rebellenführer, der 1496 geborene Edelmann Gustav Eriksson Wasa, konnte 1519 aus dänischer Gefangenschaft fliehen und nach Schweden zurückkehren. Nach dem Sieg seines Söldnerheeres erzwang Christian II. im November 1520 seine Krönung zum schwedischen König. Die Rebellen köderte er mit einem Amnestieversprechen und einem „Versöhnungsfest“.

Gleich nach der Krönung erklärte aber der prodänische Erzbischof von Uppsala, Gustaf Trolle, im Auftrag Christians die Rebellen zu Ketzern: Im „Stockholmer Blutbad“ wurden über 80 Bürger und Adelige hingerichtet, darunter Gustavs Vater und Schwager. Anfang 1521 hatte Gustav Wasa Mora erreicht, das Zentrum der Region Dalarna.

Durch eine flammende Rede vor der Kirche wollte er Kämpfer anwerben. Die als „Dalkarlar“ bekannten Einheimischen galten als nationalbewusst, freiheitsliebend und aufrührerisch,

doch sie nahmen Gustav Wasa nicht ernst. Als dänische Söldner in Mora auftauchten, floh er resignierend durch den tiefen Schnee in Richtung norwegische Berge. Wenige Tage später trafen in Mora Boten ein, die das Stockholmer Massaker bestätigten. Nun reute die Dalkarlar ihre Absage. Ihre beiden besten Skiläufer, Lars Jakobsson und Engelbrekt Jonsson, jagten Gustav Wasa hinterher, holten ihn nach 90 Kilometern bei Sälen ein und bewegten ihn zur Umkehr. Man stellte eine Armee auf, die die Dänen aus dem Land trieb.

Stockholm wurde von See aus durch eine verbündete Flotte aus Lübeck erobert. Wasa wurde am 6. Juni 1523 als Gustav I. zum schwedischen König gewählt. Im gleichen Jahr wurde Schwedisch-Finnland befreit und in Dänemark Christian II. gestürzt. Im Vertrag von Malmö 1524 trat Schweden aus der Kalmarer Union aus.

Knapp 400 Jahre später kam dem aus Mora stammenden Journalisten und Politiker Anders Pers die Idee, die historische Rückholaktion als Sportereignis wiederzubeleben. Der erste Wasalauf startete am 19. März 1922 mit 119 Teilnehmern. Frauen waren erst ab 1981 offiziell zugelassen. Der Triumphator von 1922, der Schwede Ernst Alm, ist mit 22 Jahren bis heute der jüngste Sieger. Er benötigte für die 90 Kilometer, die von Sälen nach Mora in klassischer Technik gelaufen werden, 7,5 Stunden.

2021 stellte der Norweger Tord Asle Gjerdalen mit knapp 3,5 Stunden einen neuen Rekord auf. Die bislang schnellste Frau, die Schwedin Lina Korsgren, war nur 24 Minuten langsamer und gewann vor Langlauflegende Marit Björgen. Michael Schmid

Historisches & Namen der Woche

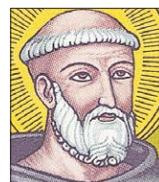
19. März Josef

Auf dem Nationalkonzil in Paris wurden 1682 unter König Ludwig XIV. vier Artikel einstimmig beschlossen. Die vier „gallikanischen Freiheiten“ sollten die weltliche Macht des Papstes in nationalpolitischen Fragen einschränken. Gleichzeitig versuchte die Kirche in Frankreich, eine Art Unabhängigkeit vom römischen Stuhl herzustellen.

20. März Claudia, Alexandra

Der Roman „Onkel Toms Hütte“ von Harriet Beecher Stowe wurde 1852 in einer Auflage von 5000 Stück erstmals in Buchform veröffentlicht. Das Werk schildert das Schicksal einer Reihe afroamerikanischer Sklaven und ihrer Eigentümer in den USA der 1840er Jahre. Innerhalb von 48 Stunden war es vergriffen.

21. März Absalon, Richeza



Der Überlieferung nach starb Benedikt von Nursia vor 1475 Jahren. Er gilt als Gründer des Benediktinerordens und als Verfasser der berühmten Ordensregel. In der katholischen, orthodoxen und armenischen Kirche wird er als Heiliger verehrt. Zudem trägt er den Titel „Patron Europas“.

22. März Elmar, Lea, Clemens Graf v. Galen

Mit bloßem Auge erkennbar war der Komet „Hale-Bopp“, als er 1997

seinen erdnächsten Punkt erreichte (Foto unten). Der auffällige Schweifstern wurde er von UFO-Enthusiasten als Raumschiff von Außerirdischen gedeutet. Unter Esoterikern löste er wegen seiner Helligkeit Endzeithysterien aus.

23. März Rebekka Ar Rayès

Der US-amerikanische Mechanikermeister Elisha Graves Otis stellte 1857 im Kaufhaus „Haughwout Store“ in New York den weltweit ersten Personenaufzug mit Absturzsicherung fertig. Mit Dampf betrieben, schaffte er die fünf Stockwerke in weniger als einer Minute. Die Absturzsicherung steigerte das öffentliche Vertrauen in Aufzüge.



24. März Katharina v. Schweden

Bekannt ist Martin Walser für Werke wie „Eiche und Angora“ oder „Ein fliehendes Pferd“. Die Romane und Erzählungen des deutschen Schriftstellers sind geprägt von der Darstellung innerer Konflikte. Am 24. März feiert Walser den 95. Geburtstag.

25. März Annunziata, Jutta

Lieder wie „Crocodile Rock“, „Saturday Night's Alright (for Fighting)“ oder seine emotionale Version von „Candle in the Wind“ zum Tod von Prinzessin Diana machten Elton John berühmt. Nun wird der britische Sänger, Komponist und Pianist 75 Jahre alt.

Zusammengestellt von Lydia Schwab

Die Astronomen Alan Hale und Thomas Bopp entdeckten 1995 den nach ihnen benannten Kometen „Hale-Bopp“ – hier aufgenommen in Pazin auf der Halbinsel Istrien. Ende März 1997 schien er heller als jeder Stern außer Sirius und blieb auf der Nordhalbkugel die ganze Nacht sichtbar.



SAMSTAG 19.3.

▼ Fernsehen

- 18.20 Arte:** **Mit offenen Karten.** Zehn Jahre nach Gaddafis Sturz ist Libyen noch immer ein gespaltenes Land. Magazin.
- 20.15 Arte:** **Ein gestickter Mythos.** Die Stickereien des Teppichs von Bayeux schildern minutiös die Eroberung Englands durch die Normannen 1066.

▼ Radio

- 6.20 DKultur:** **Wort zum Tage (kath.).** Sr. Elisabeth Muche.
- 14.00 Horeb:** **Spiritualität.** Der heilige Josef. Mann des Glaubens und Patron der Kirche.

SONNTAG 20.3.

▼ Fernsehen

- 9.00 ZDF:** **37 Grad.** Männer allein zu Haus. Hausmänner sind immer noch die Ausnahme. Doch manche Väter wagen den Rollentausch. Reportage.
- 10.00 BR:** **Katholischer Gottesdienst** aus der Pfarrkirche St. Elisabeth in Straubing. Zelebrant: Dekan Johannes Plank.

▼ Radio

- 8.35 DLF:** **Am Sonntagmorgen (kath.).** Ist Gott im Lockdown? Corona und die Folgen für den Glauben.
- 9.30 Horeb:** **Heilige Messe** aus St. Willibrord in Bad Neuenahr-Ahrweiler. Zelebrant: Pfarrer Arno-Lutz Henkel.

MONTAG 21.3.

▼ Fernsehen

- 19.40 Arte:** **Schottergärten im Visier.** Kein Platz für die Natur.
- 20.15 Arte:** **La Strada.** Gelsomina wird von ihrer Mutter an den Artisten Zampano verkauft, der das verschüchterte Mädchen schlecht behandelt. Nachkriegsdrama von Federico Fellini.
- 23.35 ARD:** **Der lange Weg der Sinti und Roma.** Eine Minderheit kämpft für ihre Rechte. Doku.

▼ Radio

- 6.35 DLF:** **Morgenandacht (kath.).** Jacqueline A. Rath, Hamburg. Täglich bis einschließlich Samstag, 26. März.

DIENSTAG 22.3.

▼ Fernsehen

- 19.40 Arte:** **Erzfeinde im Kosovo.** Albaner und Serben streiten um eine Mine. Reportage.
- 21.50 Arte:** **Anders essen.** Doku über einen interessanten Selbstversuch.
- 23.35 ARD:** **Eine Mama – 100 Babys.** Pflegemutter aus Berufung. Doku.
- Radio**
- 19.15 DLF:** **Das Feature.** Gefangene Geister. Tauziehen um die Masken der indigenen Kogi.

MITTWOCH 23.3.

▼ Fernsehen

- 19.00 BR:** **Stationen.** Resilienz. Vom Geheimnis der inneren Stärke.
- 19.40 Arte:** **Die Bettler aus der Walachei.** Bedürftige oder organisierte Bande? Reportage.
- Radio**
- 20.10 DLF:** **Aus Religion und Gesellschaft.** Fisch und Fleisch. Der Künstler Paul Thek und seine Reliquiare.

DONNERSTAG 24.3.

▼ Fernsehen

- 19.40 Arte:** **Die Geld-Netzwerker.** Mit lokaler Währung durch Corona.
- 20.15 Arte:** **Zimmer frei?** Die Baukunst der Spechte. Doku.
- 21.45 HR:** **Stark am Ball.** Im Verein gegen Judenhass. Jüdische Sportler erleben immer wieder Antisemitismus.
- Radio**
- 19.30 DKultur:** **Zeitfragen. Feature.** Biodiversität. Das Artensterben und die Folgen für die Menschen.

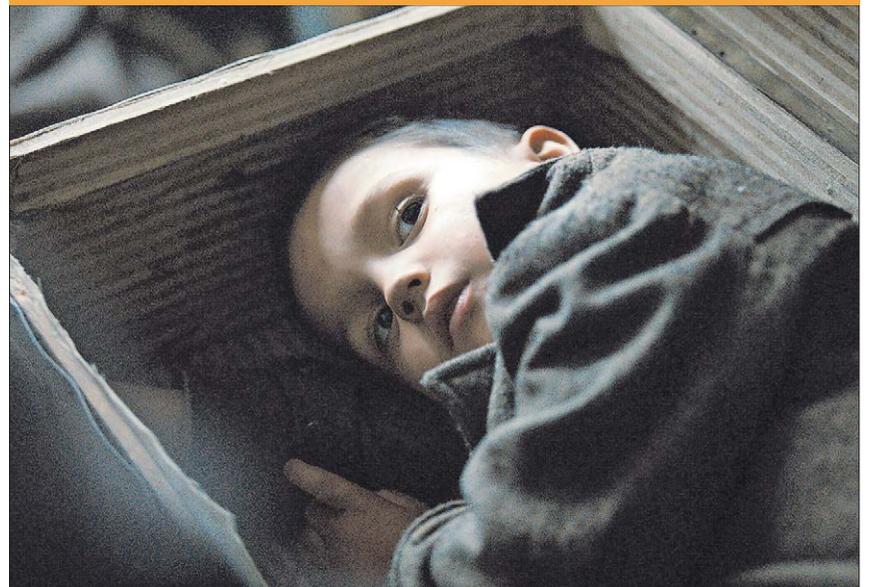
FREITAG 25.3.

▼ Fernsehen

- 19.40 Arte:** **Ein Haus aus Müll.** Bauen für eine saubere Zukunft. Doku.
- 20.15 Bibel TV:** **Cinderella.** Der reiche Sebastian verliebt sich auf einem Maskenball in eine wunderschöne Frau – nichtsahnend, dass es sich um seine verarmte Nachbarin handelt. Liebesfilm.
- Radio**
- 19.30 DKultur:** **Zeitfragen. Literatur.** Wirbelstürme, Biokriege, Pandemien. Die Klimakrise in der Science-Fiction-Literatur.

📺: Videotext mit Untertiteln

Für Sie ausgewählt



Ein Kind hofft auf eine Zukunft

Wenige Wochen vor der Befreiung des KZs Buchenwald erreicht ein dreijähriges Kind (Vojta Vomáčka) im Inneren eines Koffers das Lager. Es wäre dem Tode geweiht, doch eine Gruppe von Häftlingen versteckt es. Immer unter Lebensgefahr und in der Erwartung, dass die Gefangenschaft in der „Hölle auf Erden“ wenigstens etwas bringt, das Sinn macht, sichern sie das nackte Überleben des Jungen und damit seine Hoffnung auf eine Zukunft. „**Nackt unter Wölfen**“ (3sat, 25.3., 20.15 Uhr) ist die filmische Neuinterpretation des gleichnamigen Romans von Bruno Apitz, der 1958 erschienen ist. Apitz war selbst Häftling in Buchenwald.

Foto: ZDF/MDR/Ufa Fiction



Foto: ZDF/Sylvia Wähling / Menschenrechtszentrum Cottbus

Dokumentation über DDR-Häftlinge

Als die Familie von Peter Keup 1975 in der DDR einen Ausreiseantrag stellt, beginnt für den 16-Jährigen eine schwierige Zeit. Sechs Jahre erträgt er den Druck, dann versucht er zu fliehen – und wird festgenommen. Er landet im Gefängnis Cottbus, wird freigekauft und darf zu seiner Familie nach Essen. Mit anderen früheren Insassen kauft er später das Zuchthaus Cottbus und eröffnet dort ein Menschenrechtszentrum. Die Dokumentation „**Wir wollten nur raus**“ (ZDF, 22.3., 22.15 Uhr) begleitet drei Protagonisten, die an dem Projekt mitarbeiten. Allen ist im Zuchthaus Cottbus massives Unrecht widerfahren.

Regimekritiker brutal ermordet

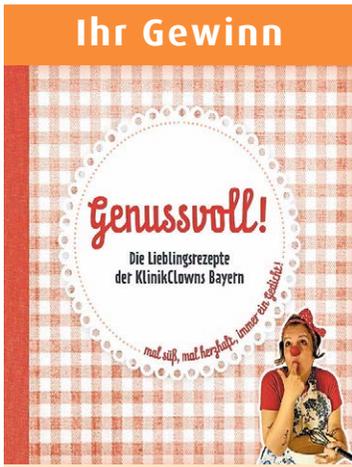
Eigentlich wollte der saudi-arabische Journalist Jamal Khashoggi am 2. Oktober 2018 im Konsulat in Istanbul nur kurz seine Heiratspapiere abholen. Doch seine Verlobte wartete vergeblich auf seine Rückkehr: Der Regimekritiker wurde ermordet. Der Dokumentarfilm „**Der Dissident**“ (3sat, 23.3., 20.15 Uhr) deckt die Hintergründe des skandalösen Mordes auf. In Interviews mit Khashoggis Verlobter, türkischen Polizeibeamten und Staatsanwälten sowie einem weiteren Dissidenten, mit dem Khashoggi zusammengearbeitet hatte, setzt sich das Bild eines Tathergangs zusammen, der direkt zum saudi-arabischen Kronprinzen Mohammed bin Salman führt.

Senderinfo

katholisch1.tv bei augsburg.tv und allgäu.tv jeden Sonntag um 18.30 Uhr (Wiederholung um 22.00 Uhr). Und täglich mit weiteren aktuellen Nachrichten und Videos im Internet: www.katholisch1.tv

Horeb

im Internet www.horeb.org; über Kabel analog (UKW): Augsburg 106,45 MHz; über DAB+ sowie Satellit Astra, digital: 12,604 GHz.



Lieblingsrezepte der Klinikclowns

Ob süß oder herzhaft, ob für den Profi oder den Kochanfänger: Was den KlinikClowns kulinarisch Spaß macht, ist einfach und bunt zum Nachkochen beschrieben, garniert mit lustigen Fotos der Clowns – vom traditionellen Wiener Apfelstrudel bis zur exotischen Indischen Kartoffelpfanne. Und wer sich traut, probiert Rettichsuppe oder Rote Clownsfasen. So macht Kochen Spaß und „genussvoll“ lässt sich Gutes tun: Die Einnahmen aus dem Kochbuchverkauf ermöglichen den KlinikClowns, auch weiterhin kranken und pflegebedürftigen Menschen ein Lachen zu schenken.

Wir verlosen drei Bücher. Wer gewinnen will, schickt eine Postkarte oder E-Mail mit dem Lösungswort des Kreuzworträtsels und seiner Adresse an:

Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost
Rätselredaktion
Postfach 11 19 20
86044 Augsburg
E-Mail: redaktion@suv.de

Einsendeschluss:
23. März

Über das Buch „Die Welt in voller Blüte“ aus Heft Nr. 9 freuen sich:

Martin Stief,
49593 Bersenbrueck,
Eberhard Werblow,
12487 Berlin.

Die Gewinner aus Heft Nr. 10 geben wir in der nächsten Ausgabe bekannt.

ehem. hoher orient. Beamter	Ge-richts-schreiber	Kno-chen-gerüste	2	ehem. europ. Rechen-währung	alt-semit. Gott	eigent-licher Name Defoes	Wild-form des Wasser-büffels	Kirchen-diener	europä-ische Münze
				Zeitungsdauer-bezieher	gestalten				10
Strom-speicher (Kw.)			Vorname d. Schau-spielerin Sommer			6	kaufm.: Bestand	1	Spenden-samm-lung
Spaß							Arbeits-zimmer	Wald in den Tropen	'Ewige Stadt'
poetisch: Märchen			Havana in der Landes-sprache						
Mutter des Gottes Zeus	griech. Göttin der Eintracht						Vorname v. Schau-spieler Flynn	Flüssig-keits-maß (Abk.)	
			3				Teil der Heiligen Schrift (Abk.)		Form des Sauer-stoffs
Bogen auf zwei Pfeilern		schwe-res Ge-schütz		Stumm-filmstar (†, Bus-ter)	Trödel		Aus-sehen (engl.)	7	
			5		Hautfalte zum Schutz d. Auges			ein Mainz-el-männ-chen	
Kunde eines Anwalts				9			griechi-scher Kriegs-gott	plötz-licher Wind-stoß	
				8	ostasia-tisches Laub-holz	durch Wasser gehen			kurz für: in das
bibl. Missio-nar		oben-drein, noch dazu						englisch: ist	babylo-nische Gottheit
Lage-bezeich-nung					4				
Weltalter in der griech. Antike						Pferde-sport			
						Heiland, Erlöser			

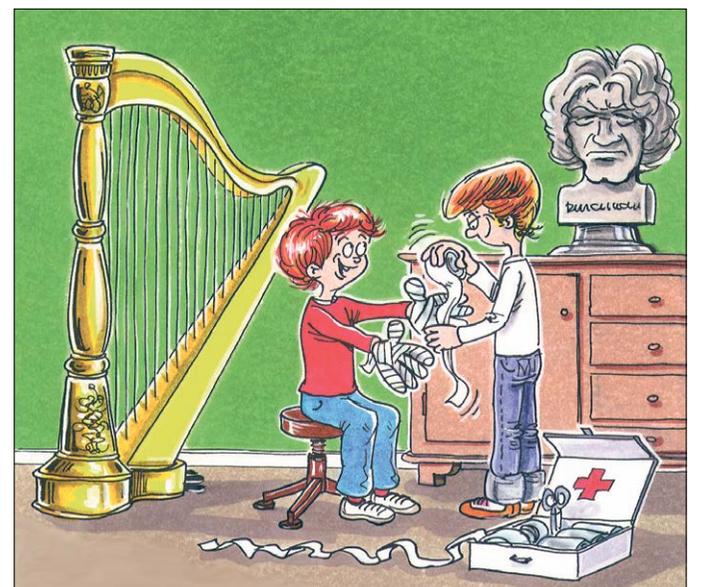
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----

Lösung aus den Buchstaben 1 bis 107:
Darauf wird gerade von vielen verzichtet
Auflösung aus Heft 10: **OSTERGLOCKE**

	V			C					
S	C	H	E	C	K	E		A	S
L									
A	S	T		M	E	S	S	I	A
U	T	E						L	S
D	E	R						K	O
P	E	N						R	O
								K	A
H	I	S						N	A
M	A	L	T	O	G			G	N
Z	E							M	E
I	S	R	A	E	L			B	O
E	I	N						G	P
A	D	E	L					O	U
A	L	T	A	R				S	P

„Wetten, dass mir meine Eltern dann endlich glauben, dass ich für's Harfespielen ungeeignet bin?“

Illustrationen:
Jakoby



Erzählung

Riesengroße Lesefreuden

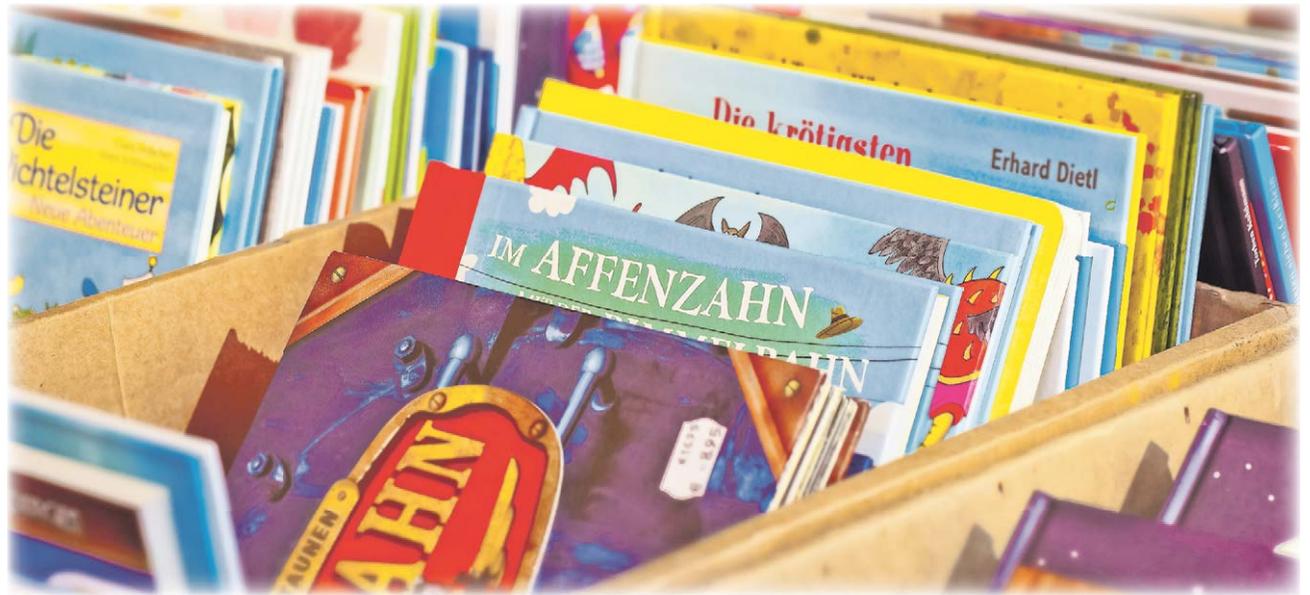
„Heute verbringe ich mal einen geruhsamen Nachmittag.“ „Aber Bernemann“, sagte ich, „wo hast du denn gelernt, so eine gespreizte Sprache zu führen?“ „Bei dir“, sagte er und grinste mich breitflächig an.

Wir saßen an unserem Küchentisch, der kleine Kumpel Bernemann und ich, und löffelten unsere Schokojoghurts. Das war unser Nachttisch nach den Spaghetti. „Solltest du nicht vielleicht etwas lernen?“ erkundigte ich mich. „Ach, Peter“, konterte der Knirps, „ich bin doch in der ersten Klasse. Da lassen wir es langsam angehen.“

„Kannst du zum Beispiel schon flüssig lesen?“ „Nöö, kann ich nicht“, wich er aus. „Da könnten wir doch gemeinsam dran arbeiten.“ „Nöö“, sagte der kleine Kumpel lässig. „In der ersten Klasse lassen wir es noch tierisch locker angehen. Man darf die kleinen Kinder nämlich nicht überfordern.“

„Das ist allerdings richtig, mein Guter“, räumte ich ein. „Aber es wird dir schon nicht schaden, wenn wir ein paar Minuten lang etwas miteinander lesen.“

„Wenn ich groß bin“, meinte er, „werde ich sowieso ein An-alfa-bet“, entgegnete er trotzig. „Das könnte dir so passen“, versetzte ich. „Ich möchte gern, dass du ein gebildetes Kind wirst und später ein



gebildeter Erwachsener, der lesen und schreiben kann.“ „Macht doch heute alles der Computer. Ich spreche meine Frage laut und deutlich aus, und der Computer oder mein Smartphone erzählt mir, was ich wissen will.“

Ich schnappte nach Luft. Das konnte doch nicht wahr sein! „Dein geruhsamer Nachmittag fällt aus. Wir lesen nachher ein Stückchen von Jim Knopf oder Urmel, von Schreckenstein oder vom Karottenkopf von der Wega oder was uns da sonst noch in die Hände fällt.“ „Na gut. Meinetwegen“, murmelte Bernemann und seufzte schwer. Manchmal bedurfte es eines gewissen Fingerspitzenge-

fühls, um ihn zu einer sinnvollen Beschäftigung zu bewegen.

Am liebsten, dachte ich, würde ich den kleinen Kumpel Bernemann später einmal dazu bringen, dass er den „Ulysses“ von James Joyce liest oder Marcel Prousts „Suche nach der verlorenen Zeit“ oder Leo Tolstois „Krieg und Frieden“. Ich würde ihn gern so motivieren, dass er russische Autoren wie Puschkin, Dostojewski, Turgenjew und Tschchow lieben und schätzen lernt und dass er mit Begeisterung John Irving liest und Francis Scott Fitzgerald und auch Günter Grass und Heinrich Heine, Hermann Hesse und Joseph von Eichendorff.

Meine Güte, dachte ich, wie schön wäre es, wenn ich Bernemann eines Tages auf dem Sofa sitzen sähe mit einer bibliophilen Ausgabe von Heinrich Heines italienischen Reisebildern in der Hand ...

Träume sind Schäume, sinnierte ich dann und verfiel in kulturpessimistisches Brüten. Bernemann löffelte die letzten Reste aus seinem Joghurtbecher. „Ich bin fertig“, krächte er. „Gut, Kumpel“, sagte ich, „dann können wir jetzt zusammen etwas lesen.“ „Meinetwegen“, brummelte er mürrisch.

Einen Schritt nach dem anderen, dachte ich. Morgen sehen wir dann weiter. *Text: Peter Biqué; Foto: gem*

Sudoku

				6	9	5		
9	5	3	4	7	8			2
5			1	2	9	8	4	6
1		3				5	2	9
6	9	2	8			7		3
4	2	5				6	7	1
	1		7	5				4
			6	1		2		5

Die Zahlen von 1 bis 9 sind so einzutragen, dass sich jede dieser neun Zahlen nur einmal in einem Neunerblock, nur einmal auf der Horizontalen und nur einmal auf der Vertikalen befindet.

Oben: Lösung von Heft Nummer 10.

			8	9		2	5		
		2	7		1			8	
7	8	4						1	
5	4			1	8			7	
3	7							8	9
2			9					6	4
			3	4	5	8			
	9	3				4	2		
				8					





Foto: Imago/Jürgen Ritter

Hingesehen

Der Glockenturm der evangelischen Friedenskirche im Potsdamer Park Sanssouci soll für rund vier Millionen Euro saniert werden. Damit werde ein bedeutendes Bauwerk im „Herzen von Sanssouci“ instandgesetzt, sagte der Direktor der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten, Christoph Martin Vogtherr. Bundesbauministerin Klara Geywitz (SPD) sagte, ein „Stück Italien in Potsdam“ werde wieder erlebbar gemacht. Die Arbeiten am 42 Meter hohen Campanile der zum Unesco-Weltkulturerbe gehörenden Kirche sollen 2024 abgeschlossen werden. *epd*

Wirklich wahr

In Sri Lanka trauern die Buddhisten um den heiligsten Elefanten des Landes, der im Alter von 69 Jahren gestorben ist. Der Elefant „Nadungamuwa Raja“ (*Symbolfoto*) trug seit 2005 bei dem jährlichen buddhistischen Fest Esala Perahera in der Stadt Kandy den goldenen Schrein mit einem Zahn Buddhas auf seinem Rücken. „Möge der Elefant, der seit vielen Jahren von den Menschen im In- und Aus-



land verehrt wird, in der Lage sein, das große Nirvana zu erreichen und sich von dem edlen Verdienst inspirieren zu lassen, die Ehrenreliquien im Tempel des Zahns zu tragen“, twitterte der indische Präsident Gotabaya Rajapaksa. Er ordnete inzwischen die Aufbewahrung der sterblichen Überreste des Elefanten als Reliquie an. Sri Lanka ist ein mehrheitlich buddhistisches Land.

KNA; Foto: gem

Wieder was gelernt

1. Sri Lanka hieß bis 1972 ...

- A. Abessinien
- B. Formosa
- C. Ceylon
- D. Rhodesien

2. Welche Währung hat Sri Lanka?

- A. Rupie
- B. Pfund
- C. Yen
- D. Krone

Lösung: 1 2 2 A

Zahl der Woche

3,8

Milliarden medizinische Corona-Schutzmasken sind 2021 nach Deutschland importiert worden. Das waren laut Statistischem Bundesamt 46 Masken pro Einwohner. Die Masken hatten einen Wert von 841,3 Millionen Euro. Durchschnittlich kostete eine „filtrierende Halbmaske“ beim Import 22 Cent.

Fast drei Viertel der Masken (72,3 Prozent) wurden in den ersten drei Monaten des Jahres 2021 eingeführt, vor allem aus China. Von dort kamen 3,2 Milliarden Masken im Wert von 691 Millionen Euro. Aus Großbritannien kamen den Angaben zufolge 173 Millionen Masken (Wert: 56 Millionen Euro), aus der Türkei 159 Millionen Masken für 24 Millionen Euro.

Dagegen wurden 669 Millionen in Deutschland hergestellte Schutzmasken im Wert von 285 Millionen Euro im Vorjahr exportiert. Die meisten gingen nach Österreich und Polen. *epd*

Impressum

Katholische Sonntagszeitung für Deutschland

Sankt Ulrich Verlag GmbH
Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg
Telefon: 08 21/5 02 42-0
www.katholische-sonntagszeitung.de

Geschäftsführer:
Johann Buchart

Herausgeber:
Sankt Ulrich Verlag GmbH

Redaktion

Chefredakteur: Johannes Müller
Chef vom Dienst: Thorsten Fels

Redaktion:
Dr. Peter Paul Bornhausen,
Victoria Fels (Nachrichten),
Romana Kröling, Lydia Schwab,
Ulrich Schwab, Simone Sitta

Nachrichten:
Katholische Nachrichtenagentur (KNA), Evangelischer Pressedienst (epd), Deutsche Presse-Agentur (dpa), eigene Korrespondenten.

Der Verlag haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Ähnliches.

Die Zeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt.

Mediaberatung

Astrid Sauerwein (verantwortlich für den Anzeigenteil),
Telefon: 08 21/5 02 42-25
Telefax: 08 21/5 02 42-83

Gültig ist zurzeit die Anzeigenpreisliste Nr. 39 vom 1.1.2022.

Anzeigenschluss: 10 Tage vor Erscheinen

Mediendesign:
Gerhard Kinader
Telefon: 08 21/5 02 42-36

Druck und Repro:
Presse-Druck- und Verlags-GmbH
Curt-Frenzel-Straße 2
86167 Augsburg.



Bankverbindung:
LIGA Bank eG
IBAN DE5175090300000115800
BIC GENODEF1M05

Leserservice, Vertrieb und Marketing

Karola Ritter,
Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg
E-Mail: vertrieb@suv.de
Telefon: 08 21/5 02 42-12

Leserservice:
Telefon: 08 21/5 02 42-13
oder 08 21/5 02 42-53
Telefax: 08 21/5 02 42-80

Bezugspreis:
Vierteljährlich EUR 24,15.
Einzelnummer EUR 1,90.
Bestellungen direkt beim Verlag, Leserservice.
Abbestellungen sind vier Wochen vor dem darauffolgenden Monatsende schriftlich an den Verlag nach Augsburg zu richten, entweder per E-Mail, per Fax oder per Post.

Im Falle höherer Gewalt und bei Arbeitskämpfen besteht kein Belieferungs- oder Entschädigungsanspruch.

Mit Gott den Aufbruch wagen

„Ich bin der ich bin“: Dieser Name ist eine Zusage für immer und für heute

Aufbruch ist etwas, wonach wir uns nach zwei Jahren Pandemie sehnen. Aufbruch in eine neue, maskenfreie, kontaktvolle Zeit ohne Beschränkungen. Dass Aufbruch aber auch in einer Katastrophe enden kann, sehen wir am russischen Aufbruch in die Ukraine, wo dieser Aufbruch aktuell unvorstellbar viel Leid hervorbringt.

Aufbruch ist nicht gleich Aufbruch. Was macht den Unterschied? Aufbruch mit und für den Gott, der von sich sagt: „Ich bin der ich bin“, dessen Name Zusage ist für immer? Oder Aufbruch mit und für Putin oder Ähnliche, mit Machtgier, Wahn und Egozentrik und letztlich vielleicht Angst vor dem Versagen?

Für Mose war die Frage „Aufbrechen oder nicht?“ vermutlich auch nicht wirklich leicht mit Ja zu beantworten. Er war als Mörder aus Ägypten geflohen, und was ihn bei seiner Rückkehr erwartete, konnte er sich leicht ausrechnen. Wie kommt es dazu, dass er den Aufbruch trotzdem wagt? Ich lade Sie ein, liebe Leserinnen und Leser, gehen wir doch mit ihm durch diese Begegnung mit Gott im Dornbusch (siehe die erste Lesung auf Seite 10).

Gott begegnen

Zuerst *sieht* Mose. Er sieht den Dornbusch, der brennt und nicht verbrennt, ein Naturereignis, das ihn neugierig macht. Was bei uns eher eine Untugend ist – Neugierde –, ist wichtig, damit es überhaupt zur Begegnung mit Gott kommt. Sie bewirkt die Annäherung zwischen Gott und Mensch.



Unsere Autorin

Nicole Seibold ist Diplom-Theologin und Pastoralreferentin in der Diözese Augsburg. Sie ist verheiratet und hat vier Söhne.



▲ „Einem Gott, dessen Name ‚Ich bin‘ ist, kann man sich in die Hand geben. Mit diesem Gott kann man Aufbruch wagen“, schreibt Autorin Nicole Seibold. Foto: Rainer Sturm/pixelio.de

Gott ergreift die Gelegenheit und macht sich bemerkbar durch seinen Anruf: „Mose, Mose!“, worauf dieser sich zu einem bereitwilligen „Hier bin ich“ hinreißen lässt. Dabei schrecken er und Gott fast gleichzeitig wieder zurück: „Komm nicht zu nah, du kannst meinen Anblick nicht aushalten“ – heiliger Boden, Achtung, Ehrfurcht, Schuhe runter, Gesicht verhüllen, lieber nicht zu viel preisgeben, in der Deckung bleiben, nicht gleich alles offenbaren.

Gott nennt seinen Namen

Als die Nähe-Distanz-Verhältnisse geklärt sind, offenbart sich Mose der Anlass des göttlichen Besuchs: „Geh! Geh nach Ägypten und befreie mein Volk!“ „Ja vielen Dank auch“, könnte sich Mose gedacht haben. „Ich bin nicht umsonst hierher geflohen. Ägypten ist nicht meine erste Adresse.“

Interessanterweise spricht er Gott nicht darauf an, dass die Gegend,

wo er hin soll, für ihn unsicheres Terrain ist. Er fragt nach Gottes Namen. „Was soll ich deinem Volk sagen, wer mich schickt?“ Also, woran erkennen die Israeliten, dass wirklich ihr Gott den Mose schickt und sie nicht in einen Hinterhalt gelockt werden? Dass Gott hinter dem Aufbruch steht und nicht der Teufel. Die Frage ist schnell geklärt: „Sag ihnen, der Ich bin hat dich gesandt!“ Und der Name bleibt für immer.

Gott vertrauen können

„Ich bin“, in diesem kleinen unscheinbaren Tun-Wort steckt alles Sein – im wahrsten Sinne des Wortes: Leben, Unendlichkeit, Allmacht. Einem Gott, dessen Name „Ich bin“ ist, kann man sich in die Hand geben, auch wenn man sich dadurch den Feinden ausliefert. Mit diesem Gott kann man Aufbruch wagen und verrückte Dinge tun wider alle Vernunft, wie Mose.

Ich lade Sie ein, liebe Leserinnen und Leser: Nehmen Sie sich für den

Text der heutigen Lesung ein bisschen Zeit. Lassen Sie sich den Namen unseres Gottes auf der Zunge zergehen und ins Herz einbrennen. Und dann vertrauen wir diesem „Ich bin“ unsere derzeitige Situation an, den Aufbruch so vieler Ukrainer, die ihre Heimat verlassen, und bitten wir ihn, dass sein Reich komme und sein Wille geschehe, auch hier auf Erden.

Nicole Seibold

Beilagenhinweis

(außer Verantwortung der Redaktion). Einem Teil dieser Ausgabe liegt bei: Prospekt „PLAN Patenschaften“ von PLAN International Deutschland, Hamburg. Wir bitten unsere Leser um freundliche Beachtung.

Reise / Erholung

500 Fasten-Wanderungen
Telefon/Fax 0631-47472 · www.fastenzentrale.de



DIE BIBEL LEBEN TAG FÜR TAG

Sag ihnen, dass sie nicht eine einzelne Schriftstelle verabsolutieren, sondern weitere in Betracht ziehen sollen, und dass sie nur nicht meinen, sie könnten mir die Hände binden. Teresa von Ávila

Sonntag, 20. März Dritter Fastensonntag

Herr, lass den Feigenbaum dieses Jahr noch stehen; ich will den Boden um ihn herum aufgraben und düngen. Vielleicht trägt er in Zukunft Früchte. (Lk 13,8f)

So wie der Weingärtner nicht aufgibt und seine ganze Liebe hineinlegt, damit der Feigenbaum Früchte trägt, so und noch größer ist Gott. Er hat Geduld mit uns, sorgt sich um uns und hilft uns, damit unser Leben gelingt. Bitten wir den Herrn um diese liebende Geduld!

Montag, 21. März Kein Prophet wird in seiner Heimat anerkannt. (Lk 4,24)

Jesus teilt die Erfahrung der Propheten des Ersten Testaments wie Elija und Elischa: In der Synagoge seiner Heimatstadt wird er nicht verstanden. Uns gilt die Frage, wenn wir die Botschaft Jesu hören: Glaube ich ihm? Vertraue ich seinem lebensspendenden Wort? Lasse ich mein Leben in seiner Nähe verwandeln?

Dienstag, 22. März Hättest nicht auch du Erbarmen haben müssen, so wie ich mit dir Erbarmen hatte? (Mt 18,33)

Von Jesu Güte und seinem Erbarmen können wir lernen, wie wir miteinander umgehen sollen. Jeden Tag neu um ein barmherziges Herz zu bitten und uns in den kleinen Dingen des Alltags für das Erbarmen Gottes zu öffnen, sind Schritte zu mehr Menschlichkeit.

Mittwoch, 23. März Denkt nicht, ich sei gekommen, um das Gesetz und die Propheten aufzuheben! Ich bin nicht gekommen, um aufzuheben, sondern um zu erfüllen. (Mt 5,17)

In Jesus Christus begegnet uns die ganze Fülle Gottes. Seine Worte sind Geist und Leben. Er lädt uns ein, diesem Wort mit weitem Herzen zu begegnen. Dann wer-

den wir mit hineingenommen in seine Liebe, in sein Leben.

Donnerstag, 24. März Wenn ich aber die Dämonen durch den Finger Gottes austreibe, dann ist doch das Reich Gottes schon zu euch gekommen. (Lk 11,20)

Die Handschrift Gottes ist nicht zu übersehen, wenn wir sie in allem zu entdecken suchen. Sie ist verborgen unter allem Unheil, Schmerz und Dunklen in der Welt – aber sie ist da! Wir dürfen darauf vertrauen, dass das Reich Gottes schon mitten unter uns ist.

Freitag, 25. März Verkündigung des Herrn Der Engel sagte zu Maria: Fürchte dich nicht, Maria; denn du hast bei Gott Gnade gefunden. (Lk 1,30)

Jedem von uns gilt die Zusage: Fürchte dich nicht! Als Geschöpfe Gottes sind wir geliebt und mit seiner Gnade gesegnet. Habe ich meinen

Platz im Heilsplan Gottes schon gefunden und lebe ihn? Möge der Herr uns täglich neu zeigen, wo Gottes Wort in unserer Welt Mensch werden kann und wie ich ihm zum Leben verhelfen kann!

Samstag, 26. März Der Zöllner aber blieb ganz hinten stehen und wollte nicht einmal seine Augen zum Himmel erheben, sondern schlug sich an die Brust und betete: Gott, sei mir Sünder gnädig! (Lk 18,13)

Ein ehrlicher Blick auf das eigene Leben hilft zu erkennen: Wo stehe ich? Gott ist es, der heraufruft – in die Umkehr, in die Versöhnung, ins Leben. Unter seinem liebenden Blick erscheint mein Leben in einem anderen Licht und kann Verwundetes heilen.



Schwester Teresa Benedicta Weiner ist Priorin des Karmel Regina Martyrum Berlin.

St. Verena
Zeitschrift für die Frau im katholischen Pfarrhaus

- Informationen aus der Berufsgemeinschaft
- praktische Tipps für Haushalt, Garten und Gesundheit
- Gebete, Impulse, meditative Bilder

4 x im Jahr bestens informiert!

Ja, schicken Sie mir die mit 4 Ausgaben jährlich erscheinende Zeitschrift **St. Verena** für mindestens 1 Jahr zum günstigen Jahresbezugspreis von EUR 12,00 (incl. Zustellgebühr).

Zustellungsbeginn

Name / Vorname

Straße / Hausnummer

PLZ / Ort

Ich bin damit einverstanden, dass die zu entrichtende Abonnementgebühr jährlich von meinem Konto abgebucht wird.

IBAN

Datum, Unterschrift

Bitte ausfüllen und einsenden an: Mediengruppe Sankt Ulrich Verlag GmbH, Leserservice **St. Verena**, Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg.

Vertrauensgarantie: Diese Bestellung kann innerhalb zwei Wochen schriftlich widerrufen werden. Zur Wahrung der Frist genügt die rechtzeitige Absendung des Widerrufs.